Schriften-Serie

GEIST, KUNST UND LEBEN ASIENS

Herausgegeben
von
KARL WITH

BAND II u. III

INSEL BALI

1920

FOLKWANG-VERLAG G.M.B.H., HAGEN i.W.

BALI

Erster Teil: Land und Volk
Zweiter Teil: Tänze, Tempel, Feste

Verfasser:
GREGOR KRAUSE

INSEL BALI · I. BAND

1920

FOLKWANG-VERLAG G.M.B.H., HAGEN i.W.

Aus dem sehr reichen photographischen Besitz von DR. GREGOR KRAUSE wurde das Abbildungsmaterial für dieses Bali-Werk von DR. KARL WITH ausgewählt und zusammengestellt.

Zu dem Text von DR. GREGOR KRAUSE gab DR. KARL WITH belangreiches Vorredenmaterial.

Dem zweiten Teil wurde auch ein Aufsatz von E. FUHRMANN über die Malaien im allgemeinen beigegeben.

FOLKWANG-VERLAG.

COPYRIGHT 1920 BY FOLKWANG-VERLAG, HAGEN i. W.
DRUCK VON BALD & KRÜGER, HAGEN i. W.

VORWORT.

DR. G. KRAUSE war 1912–1914 als Arzt in holländischen Diensten auf der Insel Bali. Wir verdanken ihm und dieser Zeit etwa 4000 photographischer Aufnahmen, von denen hier eine Auswahl wiedergegeben ist.

Der Wert dieser Bilder liegt rein objektiv darin, daß sie lückenlos das gesamte Dasein dieser Insel mit ihren Menschen wiederspiegeln. Fällt dabei das immer sich gleichbleibende Maß von Schönheit, Ausdruck und Stimmung auf, so liegt das an der ununterbrochenen Schönheit dieser Menschen und dieser Natur, nicht daran, daß mit der Kamera bewußte Momente und Situationen gesucht wurden. Es ist dabei der seltene und besondere Reiz der Aufnahmen, daß die Menschen nicht gestellt sind, nicht einmal merkten, daß sie aufgenommen wurden.

Ich habe in Abwesenheit von DR. KRAUSE, der in Borneo lebt, die Bildauswahl so getroffen, daß kein lebenswichtiger Teil unangedeutet blieb und der gesamte Daseinskomplex in voller Breite und sinngemäßer Folge vor unseren Augen abrollt. Der 1. Band umfaßt den morphologisch-physischen Umkreis dieses Lebens, enthaltend: die Natur und Landschaft, die Vegetation von Ur- und Kulturboden, Bewirtschaftung, Siedelung, häusliches, dörfliches und höfisches Leben, Handel und Markt und den Menschen selber. Der 2. Band umfaßt den Umkreis des künstlerischen, festlichen, religiösen und kultlichen Lebens, unter dem Titel: Tänze, Tempel und Feste, enthaltend: Theater und Tanz, Prozessionen und Gottesdienst, Opfer und Leichenverbrennung, Architektur, Plastik und Malerei.

So entrollen diese Abbildungen nicht nur in reichem Wechsel das Lebensbild eines asiatischen Volkes, ohne daß uns ihre Kunst doch unfaßlich bleiben muß, sondern zugleich in ergreifender Schönheit die Einheit des Lebens, dessen Bewußtsein uns fast verloren gegangen ist.

KARL WITH.

Bali und wir.

Karl With.

Jezek zu eigen.

Alles Starrgewordene, alles was restlos gültig und nicht anders möglich schien, löst sich auf in dem gigantischen Seelenkampf, der unsere Jetztzeit mit so viel wirklichkeitsfroher Skepsis und verantwortungsstarker Wucht erfüllt. Formen zerbrechen, Normen verfließen vor dieser neuen werdenden Gegenwart. Der Mensch erkennt die erschütternde Verzerrung, die seine Lebenssehnsucht erfährt an dem, was für ihn Lebenserfüllung ist. Die Vision des Gottes Çiva steigt auf: Sinnbild der zerstörenden und aufbauenden Kraft. Wer nicht mehr untergehen will und kann, um aufzuerstehen, geht als ein wahrhaft Verarmter zu Grunde. Wer im Geschwür und in der Gärung nur Untergang und Fäulnis sieht und miterlebt, vereinsamt; denn alles dies ist Wandlung. So wie im Märchen ein Baum sich verwandelt in einen Menschen, ein Tier in einen Dämon, eine Blume in einen Vogel ~ und nun, einen magischen Augenblick lang das Eine nicht mehr ist und das Andere noch nicht ~ so ist es heute um uns und in uns, da ein Altes nicht mehr überzeugend ist, nicht mehr den Strömen einer neuen Wirklichkeit gemäß ist, ein Neues aber noch nicht Form und Größe geworden ist, noch Tumult, Irrsinn, Leerheit oder Abgrund bedeutet ~ und auch bedeuten kann, wenn Zweifel statt Einfalt herrscht, wenn Furcht stärker ist als Kraft. Dann war der Krieg die Götterdämmerung Westeuropas.

Im Kriege, diesem rasendsten Fiebergeschwür, lebten aber die mechanistischen Tollheiten sich ins Uferlose aus und unter dem Boden der brutalsten Not wurden menschliche Keime bloßgelegt, im Orkan wachgerüttelt und schrieen in embryonaler Notdurft in der Revolution auf. So sind wir vielleicht von Dämonen befreit worden, von den bösen Geistern in unseren Herzen, da sie wie die Wolkendrachen im Ungewitter losbrachen und sich freimachten ~ ~ und sind nun wieder bereit zum Menschlichsten. Der Krieg sonderte Schwarz von Weiß: dort Spekulation, Zweck, letzte Versachlichung, Kälte, Berechnung, kleine Angst ~ hier Erlebnis, Notdurft, Leiblichkeit, Zwecklosigkeit, Einfalt, Hingabe, Reinheit und Wärme.

Und wer zurückkehrte, fand seine alte Heimat nicht mehr und auch die neue nicht, deren zartes Bild ihm Toderleben eingepflanzt. Allen geht es wie den Rückwanderern nach Belgien und Nordfrankreich. Am schlimmsten in den Städten, wo es keine Jahreszeiten gibt, keinen Sonnenauf- und -untergang, keine Horizonte, keine Nacktheit des Lebens, keine Wallfahrten der Stimmung in Weite und Weichheit, in Größe und Festlichkeit. Käfige und Kerker, große Leichen von Stein, Asphalt und Eisen; lauter böse Blicke, dicht an dicht, ruhelos und sinnlos; ein jeder auf seiner kleinen, einsamen Insel von Besitz, Wildheit, Gier, Trostlosigkeit, Krüppeltum, Hunger, von Verbissenheit, Ermattung, Sehnsucht oder Geist. Die Nabelschnur mit Himmel, Gott und Erde ist zerrissen. Keiner ist mehr Mittelpunkt eines Universum, keiner kennt seinen eigenen Schwerpunkt. Ein jeder ist nur noch eine Reliquie seines eignen Selbst, eine abgesprengte Einzelheit, das Ganze ein Trümmerfeld. Jede Beschäftigung, jede Arbeit, jeder Gedanke, jede Wissenschaft nur noch ein lebensfremdes und kaltes Entfliehen. Unsere Gesundheit, Wohnung, Kleidung, Nahrung, Arbeit, Erholung, Liebe, Traum ~ Absurditäten und ohne innere Bindung und Zusammenhang mit Licht, Leib, Boden und Kosmos. Wir wissen so viel und sind nichts, wir erraffen so viel und begreifen so wenig. Wir haben keine Aura mehr; wir haben keinen Leib mehr; wir haben keine Gipfelpunkte mehr. Geschlechtlich verroht oder verkümmert, haben wir keine Liebe mehr und keinen Geist

mehr, wie viel weniger denn ein Universum in der Liebe und einen Gott im Geiste. Unsere Kinder sind erdacht und unsere Kunstwerke nicht mehr erzeugt. Arbeit ist keine Lebensfunktion mehr, sondern Pflicht, die alles Lebendig-Nahe auffrißt. Wir ersticken in Vielheit, weil wir keine Ordnung haben, keine Souveränität mehr; wir sind Sachen geworden, weil wir in Dingen ersaufen, in kalten und bösen Dingen falscher Begehrlichkeit und Notdurft, die keine Leiter sind für lebendige Strahlen und keine Quellen sind von frischen Kräften.

Das Ideal und die Daseinsform Westeuropas der letzten vier Jahrhunderte verliert ~ so auf die letzte Spitze getrieben, die einseitige Gültigkeit. Und wir beginnen uns wieder nach der Seite des Notwendigen, des Menschlichen hin zu entwickeln. Auflösung ist in diesem Sinne nichts anderes als Erweckung zu neuen Erlebnismöglichkeiten, daß wir durch Gewohnheit Starrgewordenes und Entleertes wieder mit lebendigem Blut füllen, wir wieder in naturgegebenen Zusammenhängen erleben. Kein Gebiet des Lebens, von dem aus nicht schon ~ meist verlästerte ~ Triebe der Verjüngung ausgehen, die alle nicht mehr Kolosse für sich, sondern Zweige eines Baumes sein wollen. Es ist das wahrhaft Johannische, an dem wir unsere seelische, leibliche und natürliche Mittellosigkeit erleben ~ und das ist zugleich unser Reichtum.

Der Wille und die Kraft zu neuen Glücksgefühlen ist erwacht; Einsicht und neues Wissen keimt auf. Diese Zweifel an jeglichem Bestand führen uns zu uns selbst.

Und wir selber werden auflodern, ausstrahlen und uns hinausprojizieren zu einer Welt, die unsere Heimat ist und die zu uns zurückkehrt in immer neuem Stoffwechsel. Aus der Erde uns verjüngen, das Universum verdauen, bis an die Sterne reichen, menschliche Wärme atmen, fromm sein, den Aequator wie einen Stirnreif um unser Bewußtsein tragen, im Gleichgewicht stehen mit dem Wirbel des Kosmos, weit werden an den Horizonten und nah und vertraut mit dem, was uns umgibt an Alltäglichkeit, den Rhythmus der Gestirne, der Pflanzen, der Gezeiten aufnehmen und mitleben, uns entäußern können und immer neu reinkarnieren, die Sprache der Tiere verstehen ~ und die der Menschen lieben ~ ~ ~ ~ ~

Aufbau alles dessen, was unser Leben ausmacht, unsere Welt ist. Wir sind Suchende; wir sind bereit, alles Gewichtige innerlich ernst zu nehmen, schön zu sein und voller Demut in unserer Liebe ~ uns am Anderen zu erleben. Nicht als Entäußerung, sondern als ein uns selber in Besitz nehmen in aller Welt, unser Leben zu sättigen und unsern Geist zu verwurzeln; die riesenhafte Zukunft auf uns zuwachsen zu lassen.

Das ist auch der Sinn und die Bedeutung dieser Bilder, die in der Sprache des Lebens das große Bild einer Lebenseinheit uns vor Augen führen. Die mehr verheißen und aussagen als Kunst, nämlich Lebenskunst. Und diese auch nur in Betrachtung glückvoll zu erleben, ist schon viel.

Wir leben und erleben vom Menschen aus. Alle Welt und alle Natur ist das Erlebnis in uns und die Welt reicht so weit, wie wir reichen, hat unser Gesicht, ist unsere Leidenschaft. Indem wir sie erleben, stündlich in Zeit und Raum, erschaffen wir sie, gestalten sie nach unserem Bilde. Aber zugleich sind wir die Empfangenden, die Gehorchenden, die Naturseienden, sind nur Akkumulatoren, die die Kräfte der Umwelt aufstapeln, umschalten und zurückleiten. Leben erlebt sich an der Spannung zwischen Menschnatur und Allnatur; und dort, wo der Mittelpunkt des Menschen zum Schwerpunkt der Umwelt wird, liegt die Harmonie des Ausgleichs.

Das grundlegende Lebensproblem beruht in dem Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt oder der Umwelt zum Menschtum. Aus der Verschiedenheit der jeweiligen Naturhülle, die den Menschen umgibt und sein Dasein primär bestimmt und der Verschiedenheit der menschlichen

Reaktionen ergibt sich ein Meridianneţ, eine Zonenskala des menschlichen Globus, dessen Hauptzonen man bezeichnen kann mit den Typen und Rassen und Individualitäten des panischen, kosmischen, magischen, geistigen und intellektuellen Menschen.

Der panische Mensch ist ein fluktuierendes Element der Natur, zusammengeballt, fast erdrückt, überwuchert von der übermächtigen Induktion der Umwelt, der er ohne Hilfe, ohne Distanz, ohne Eigenheit und Festigkeit preisgegeben ist. Er hat keinen Spielraum, keine Ruhestätte in sich; die Elemente der Umwelt entladen sich schonungslos in seiner ~ des Menschen ~ ungemilderten Vitalität in der Dämonie des Affektes. Er hat keinen Mittelpunkt, daher keine Vergleichsmöglichkeit, keine Abschätzung, keine Distanz; alles ist gleich nah, drohend, gewaltig, schreckhaft, erhaben und alles gleich fern, ermattend, gegenstandslos und nichtig. Sein Universum reicht so weit wie das Zittern, Greifen und Erfassen seiner Sinne und das Donnern, Wachsen und Verblühen der Wolken, Pflanzen, Tiere und Sonnen in ihm.

Der kosmische Mensch setzt diesen einstürmenden Weltsuggestionen den Gegenwert eines Ich entgegen, ohne sich zu isolieren, centralisiert somit das Chaos des sinnlichen Weltgetöses um einen Punkt, um sein einzelnes, als solches feststehendes Dasein, verlegt den Schwerpunkt in sich ~ ~ ~ gewinnt eine Aura, nimmt auf und scheidet ab; ein Wechsel tritt ein, eine Fruchtfolge, eine Stetigkeit, eine Ordnung. Die Umweltstrahlen gehen durch ihn hindurch, transformieren sich in der menschlichen Sphäre zu einer Existenz, dessen Rückstrom Bekanntes trifft, Meßbares und Begreifbares formuliert. In ihm erlebt sich unmittelbar die Natur; er selbst ist ungewußt sein Kosmos, dessen Natur, Größe, Allgewalt er lebt. Aber dieser sein Kosmos, dessen Gleichgewicht er ist, ist Frucht und Blüte seiner Sinne, übersteigt und überweitet nicht die unmittelbare Durchdringbarkeit des Leiblichen. Sein Kosmos ist sein Leib. Er ist der Mensch dörflicher Gemeinschaft, der tierhaft handelnde, der instinktmäßig dienende, während der panische Mensch der getriebene ist, der unstete, der zwanghaft sich einnistende, der abwehrend kriegerische.

Der magische Mensch übernimmt die Erdverbundenheit, Witterung und naturhafte Kraft des kosmischen Menschen, aber erweitert das sinnliche Weltmaß des Kosmos zum übersinnlichen Weltmaß eines Universums, eines nicht mehr meßbaren Weltbildes, mit dem seine schöpferischen Gefühlskräfte in weitem dynamischen Zusammenhang stehen. Er überhöht die Sichtbarkeit zur Vorstellung, er steigert den Eindruck zur Phantasie, die sinnliche Erfahrung zum Gedanken. Er empfindet komplex und seine Transcendenz ist die des Denkens, nicht die der Sinne. Die Welt ist in ihm als Weltbewußtsein. Die Ordnung ist die magische Weisheit harmonischen Zusammenspieles. Er schaut von oben nach unten, nicht mehr von unten nach oben; er lebt von sich aus peripherisch und erlebt von allen Dimensionen her. Seine Welteinstellung ist nicht von vornherein leiblich-unumstößlich bestimmt, sondern ein Akt, eine Lebenstat; nicht willentlich, sondern wie ein Wachstumsvorgang.

Im geistigen Menschen ist die vitale Korrespondenz von Mensch und Umwelt zerissen. Im Menschen selber liegt der Brennpunkt, die Kulmination des Geschehens; die Natur wird zur Akzidenz. Ungeheuer im Ich gesteigert, steigert er dieses von sich aus zur Welt, zu einer Höhe, zu einem Gotte. Aber dieses Bild, diese Sehnsucht ruhen nicht mehr im Schooß des Gleichgewichtes; ohne die ewige naturgegebene, sinnliche Saat steigt er dauernd, willentlich, bewußt, verlangend auf vom Sichtbaren zum Unlebbaren; reißt die Welt auseinander in Pole, um seine Sehnsucht fortzuschleudern, um aufzusteigen, einen Gott und ein Reich zu finden, und findet nur sich selbst und zugleich sich selber fremd und fern durch Ewigkeiten. Aber er ist im Leben

auch der Mensch der Klugheit, der Beherrschtheit, der Sammlung, der im Willen und Eigentum Starke und Klare, der in sich selbst Beruhende, der sich Selbst-Wollende, der herrscht, gebietet und ordnet.

Wie dieser geistige Mensch nach der einen Seite hin zum Mystiker, zum Ekstatiker wird, so nach der andern Seite zum klugen Gebieter, zum Machthaber; und so ist mit letzterem schon der Typus des intellektuellen Menschen gegeben. Hier ist alles im Ich gelebt und vom Intellekt gesehen. Das Leben ist kein komplexes oder polares Geschehen mehr, sondern nur noch eine sekundäre Funktion, ein Schattendasein von Zweck, Idol und Absicht. Die Vitalität wird zur Tüchtigkeit entwurzelt, das Lebendige versachlicht, das Geistige zum nutzbringend Klugen abgewandelt, ganz entwurzelt und dadurch ganz entheiligt. Wiederum geht jede Distanz verloren, da er nur noch von seiner Zerteiltheit aus urteilt und dadurch alles zerschlägt. Und damit geht auch jede Wertung verloren. Das ist die Großstadt.

Man könnte diese Aufreihung belegen mit allen Formen der Menschheitsgeschichte; diese Typen gleichstellen den klimatischen Zonen, den Rassenkennzeichen, den Siedelungs- und Gesellschaftsformen, der Entwickelung der religiösen und philosophischen Ideen ~ doch steht dies hier nicht zur Erörterung. Für uns gilt nur, im balinesischen Menschen den Typus des Kosmischen zu erkennen und zu begreifen, wie dieser Mensch ~ gespeist von seiner Umwelt ~ aufwächst, wie sein Leben sich bildet, sammelt und entlädt, wie seine leibliche Begrenztheit ausklingt in die Unbegrenztheit der Natur, wie aus dem Wiederspiel mit seiner Umwelt die Fülle physischer Schönheiten, die Lebensglückhaftigkeit, die gesättigte Leiblichkeit und die kosmische Harmonie erwachsen.

In diesem kosmischen Menschen vollzieht sich die eigentliche und ewige Menschgeburt, die Geburt zum Einzeldasein, zum Ich, zum Leib, der seine Grenzen hat, seine Freiheit und seine Entbundenheit vom Chaos. Und dieses kosmische Ich ist die erste Freiheit irdischen Lebens überhaupt. Die Umwelt ist seine Aura, als eine Naturwirklichkeit, die vom Ich aus zurückgelebt und neu geboren wird. Das ist jener Spielraum, der dem panischen Menschen versagt ist, der Raum, in dem der kosmische Mensch tanzt, als ein Tanz der Natur. Der Kosmos ist sein riesiger Leib, sichtbar, greifbar, erlebbar; in dessen Mutterschooß er ruht. Sein Energiesystem ist angeschlossen diesem Energiesystem der Unendlichkeit. Es gibt keine Abgrenzungen, nur Zonen der Verwandlung. Er gibt dem Chaos der Umwelt im Erleben Form und Lebbarkeit, projiziert seine Ordnung und Weltform zurück und erlebt so sich in der Unbegrenztheit, indem er diese verwandelt in Zeit, Raum, Geschehen, in Gleichmaß und Göttlichkeit ~ und diese Welt in Besitz nimmt als Sitz seiner Götter, als Wärme seiner Sonne, als Boden seines Lebens, als Heimat seines Dorfes, als Schooß seiner Kinder, als Feld seiner Arbeit. So ist die Welt in ihm und aus ihm, ist durch ihn und mit ihm; so ist er Mittelpunkt und Teil zugleich, ist Ichnatur und Weltnatur, ist immer Durchgang, immer Werden, ist Feld und Wolke, und zugleich Leib und Familie und Dorf. Er ist ein Naturgeschehen, ein Naturteil; nicht das Genital allein, sondern Hand, Herz und Kopf zugleich.

Und nach dem Gesetz, daß, je tiefer ein Baum verwurzelt ist, desto höher in Wind und Luft hinein seine Krone sich entfaltet, so entfaltet dieser Mensch sich und seinen Leib zum mächtigen Menschtum, das ohne Gegenbild ist. Davon mögen die Bilder zeugen, und wenn Wort und Bild, die vom Menschen auf Bali aussagen, zu schön zu sein scheinen, um für unsern Sinn wirklich zu sein, so liegt das nur an unserem verkümmerten Glauben an die Schönheit des Menschen. Wir gehen ja davon aus, immer nur das Schlechte und Dunkle vom Anderen als das Gegebene anzunehmen, nicht das Gute und das der Vollendung nahe Stehende; so haben auch wir unsere Gewohnheiten, Gesetze und

Normen nicht nach dem möglichen Idealzustand, sondern nach dem Mittelmaß entwickelt und angenommen. Gültig ist aber immer nur die obere Grenze. Und daß diese obere Grenze erreicht ist ~ im Ausmaß dessen, was für Bali gilt ~ zeigen die Bilder, zeigt die Objektivität des (Kamera) „Objektivs".

Es gibt Landschaften, die ohne den Menschen zu leben scheinen, in denen der Mensch versinkt, ein Nichts ist, trotzdem Menschen in ihnen nisten. Und es gibt Landschaften, in denen der Mensch alles Andere übertönt, in denen Tiere, Felder, Berge, Ströme, Wälder wie im Grabe liegen, zahm, vertreten und ausgesogen scheinen, wie Magazine sind, wie Freudenhäuser, wie entleerte Säle. Aber auch solche Landschaften gibt es, die ersterben, wenn der Mensch fehlt, die ihre Schönheit aus ihm nehmen, und wo der Mensch diese Natur erst im tiefsten Sinne entfaltet; wo Mensch und Natur ineinander verwoben sind in einem blendend unergründlichen Muster, beide in lebendiger Begattung leben, wo die Natur die ewig bräutliche ist und der Mensch der ewig Empfangende und Erfüllende. Wo Mensch und Natur im grandiosen Spiel der kosmischen Zeugung ~ gleich einem Vulkan herausgeschleudert aus dem Boden ~ diesen Ausbruch in stetem Kampf und Ausgleich verwandeln zum leuchtenden Spiel eines Springbrunnens ~ wo beide einem Baum gleichen, der seine Laubfülle hinausblüht. So ist es auf Bali.

Diese Landschaft ist zu voll, urwüchsig, fruchtbar, um jemals leer, zahm und zu einem menschlichen Exkrement zu werden ~ zu gewaltig, um ohne den Menschen nicht grausam zu erdrücken und einzusargen. Und diese Menschen sind zu tierhaft, zu stolz, zu gläubig, auch zu rein, um Sklaven zu dulden, um zu brandmarken, um zu brandschatzen. Beide aber ~ Mensch und Natur ~ sind nicht lebbar, in ihrem Sosein, jedes ohne das andere, wie: Mutter und Kind, Bruder und Freund, Führer und Diener, Opfer und Gabe, Schweiß und Ernte, Gott und Jünger. Diese Landschaft braucht den Menschen, um ihre Fülle und ihren Glanz zur Wirklichkeit zu machen, um ihre Wildheit und Uferlosigkeit zu mildern und zu heiligen. Überall ist sie mit dem Menschen, überall atmet und spürt man ihn, der nirgends den großen Rhythmus unterbricht, nirgends als Feind auftritt oder die Stille zerreißt, die Weite verengt, das Tier scheu und böse macht, den Baum überzüchtet, den Boden überlastet, der Nacht auflauert, die Wolke verkrüppelt und dem Mitmenschen ausweicht.

Vom Menschen aus gesehen erst wächst diese Landschaft, enthüllt ihre grenzenlose Üppigkeit, ihre motorische Kraft, ihre explosive Leidenschaft, ihre wuchernde Überfülle; wird von hier aus erst als Dynamik des Weltspieles erlebt, als Phantastik des uferlosen Erdgeschehens und verliert zugleich ihre schreckhaft drohende Spitze, die zur Vernichtung und Erdrückung, ins panisch Wilde, ins überstürzend Zernichtende weist. Verwandelt sich unter seiner Hand zum spendenden Reichtum, zur Bruderschaft, zum Ausmaß der Ordnung, zur Frucht, zum Spiel der Erdkräfte, zum gewaltigen Ornament von Fleiß und Fruchtbarkeit, zum reifen Muttertum und zum Sitz der Götter.

Und erst aus dieser Landschaft heraus begreift man den Menschen, weil ihre Kraft sich in der Kraft seines Leibes vollendet, ihre Schönheit in seiner Schönheit sich überhöht, ihre Grenzenlosigkeit an seiner Leiblichkeit Halt findet und Maß, Sinn und Ordnung. Überall ist er die letzte Erfüllung. Hier wachen in den Augen der Menschen die Augen der Tiere in verschärfter Wachheit auf; ihr Blick der Angst wird zum Blick der grundlosen Schwermut; ihr Blick des Hungers wird zum Blick der Lust. Hier taucht das windumspielte Schwingen der Palmzweige wieder auf im Gestus der Anmut und Gelöstheit; der Flug eines Vogels im Heben eines Armes; das Kauern eines Tieres im Urwald im Hocken am Haustor am Abend; der Gang der Sonne im Schreiten einer Frau durch das Gebirge. Das Spiel von Sonne und Schatten über grünenden Reisfeldern wird zum weichen

Sammet der spiegelnden Haut, das Rauschen eines Flusses zur Melodie eines verdämmernden Gesanges; das Dickicht des Gebirgswaldes gleicht dem kräftigen Wuchs gelöster Haare.

Diese Natur kennt keine Grenzen, Klüfte und Bezirke. Alles ist Fluß und alles ist Einheit, ein riesiges Bündel, ein gewaltiges Ineinandersein. Alles gilt als der gleiche Seelenstoff, der sich verschieden bindet und materialisiert. Der Boden ist keine horizontale Fläche, sondern eine wogend überwachsene Flut; die Hütten wachsen wie Bäume, die Dörfer wie Wälder, die Tiere gleichen oft Blüten, und die Menschen sprechen mit den Tieren. Die Kinder leben auf wie die Schößlinge im Feld und die Greise altern und welken wie Laub im Herbst. Die Kinder lernen sprechen wie die Tiere und malen, wie die Sonne durch schattende Zweige ein phantastisches Muster auf den Boden hinwirft; die Männer bauen ein Haus wie ein Vogel sein Nest und ein Dorf findet sich zusammen und wächst wie ein Wald, Stamm um Stamm, solange Boden und Luft Raum und Kraft gewähren. Die Erde ist nicht zerrissen in Besitz und Eigentum und die Gedanken nicht verdunkelt durch Gier und Absicht. Alles ist Werden, ist veränderlich immer neu und doch uralt, von den Göttern bestimmt. Alles lebt zueinander und nicht auseinander. Eins-sein ist hier Gemeinschaft mit Göttern, Tieren, Pflanzen und Menschen.

Durch diesen kosmischen Menschen wird das Chaos zur Ordnung; nicht zu einem von außen gewalttätig, eigensüchtig und krampfhaft erstellten Machtbezirk, sondern zum Gleichmaß des Natürlichen im Menschen, daß er den großen Rhythmus des Naturgeschehens aufnimmt und sich ihm angleicht – und zum Gleichmaß des Menschlichen im Natürlichen, daß er dem verfließend Grenzenlosen, dem uferlos Wirbelnden die schöne Begrenztheit des Leibes, das Ausmaß seiner Gestalt und seiner Notdurft entgegensetzt. Dieser kleine Rhythmus schwingt im großen mit, muß immer neu erschaffen werden. Wie sich die Weltordnung das Weltbild im Menschen immer neu erschafft, so wird auch die Ordnung des irdischen Daseins stetig neu erzeugt durch Einsicht, Arbeit und Kampf. Hier liegt der Impuls, der nur vom Menschen ausgeht, rein menschliche Funktion ist; das ist sein primäres Schöpfertum, sein eigentliches Schicksal. Hier ist Er die Kraftquelle, von der aus Strahlen und Energien aktiv in die Umwelt aussprühen und das Materialisationsphänomen des Kulturlandes ergeben: im Kampf der Arbeit um seine Selbstbehauptung in der Klugheit der Lebensgemeinschaft, in der Oekonomie seines Lebensablaufes, in der Steigerung und Sammlung zum Genuß und zur Freude am Dasein, in den Entladungen seiner Seele und seines Leibes aus Überschuß und Sehnsucht, in der ganzen Entfaltung seines menschlichen Wesens.

Und hier liegt auch die Grenze, die große Prüfung, ob er ohne sich selbst zu verkümmern und zu vertieren, ob er, ohne den Rhythmus der Natur zu zerreißen, diesen zur Melodie bewegt, zum symphonischen Konzert aller menschlichen Stimmen steigert. Und in der Naturgegebenheit der Umwelt liegt wiederum die Vorbestimmung, ob ein Ausgleich zwischen menschlicher Notdurft und natürlicher Fruchtbarkeit möglich ist, zwischen Boden und Dorf, zwischen Leib und Klima, ob der Spielraum zwischen Arbeit und Festlichkeit weit genug ist, ob der Reichtum der Natur und die Demut des Menschen zu einem Überschuß der Kräfte führen, zur Entfaltung des Menschtum zur „Kultur", d. h. zu einer glückvoll reinen Lebenshaltung, zu Gipfelpunkten des Erlebens und Auslebens.

Das ist der Fall auf Bali; und das ist das Glückhafte am Schicksal dieser Insel, daß der natürliche Ausgleich vorbedingt gegeben ist; doch nur solange diese Menschen ungestört das bleiben, was sie sind. Die insulare Abgegrenztheit, die Fülle tropischer Sonne, gemildert von Wind und Küste, die Fruchtbarkeit der vulkanischen Schlacke, der physiche Reichtum der malaiischen Rasse, erhöht

durch die Mischung mit dem kräftigen Hindutum, die ursprüngliche Reinheit der menschlichen Veranlagung, die Überhöhung ihres seelischen Horizontes durch Berührung mit indojavanischer Kultur – alles das bedeutet, um mit Jezek zu reden – ein außerordentlich günstiges „Körperkonzert" zum Lebenswachstum, zur Entfaltung und Blüte dieses Volkes.

Der Brutalität tropischer Natur setzt der balinesische Mensch seine Sanftmut, seinen Stolz und seinen Fleiß entgegen. Seine Arbeit ist Kampf, der ihn wach hält. Denn diese Natur dringt übermächtig auf ihn ein. Reich in der Gliederung, ja leidenschaftlich in der morphologisch-plastischen Gestalt – zerrissene Küsten, brennende Vulkane, tief erodierte Täler, fortstürzende Flüsse, unbewegt flache Ebene – ist sie überschäumend in der Üppigkeit und Explosion des Wachstums, reißt sie die Pflanzendecke fort über ein oft allzu bewegtes, wechselndes Relief. Dieser Wuchs will nicht, wie bei uns, gepflegt, gedüngt und gesteigert werden, sondern muß gedämmt, gerodet und bezähmt werden. Wie ein Segel gegen Strom und Wind, so geht hier Hacke und Pflug gegen den Strom des brandenden Wachstums. Aus Urwäldern unheimlicher Dichte, wie eine Feuersbrunst, wie ein Orkan von Zweigen, Stämmen, Wurzeln und Dickicht – werden Gärten; aus Waldhängen wird ein ununterbrochenes Gefälle von Terrassen: aus der Ebene ein ungeheures Schachbrett mit spiegelnden Feldern. Dörfer ertrinken fast unter den Bäumen; Schluchten, eben gelichtet, schlagen ihre grünen Waldwogen wieder zusammen; mühsam und schmal verlaufen die Wege durch Wälder, Gebirge und Flüsse. Aus den Bächen und Strömen wird ein ununterbrochenes Netz von rieselnden Kanälen. Alles das ist Kampf. Aber diese Natur ist nachgiebig unter der stetigen Kraft der Menschen, vor diesem zähen Opfer der Arbeit; macht ihn nicht gebieterisch böse oder übermüdet schwankend.

Aber auch nur so weit geht hier die Arbeit und Belastung des Bodens, als der eigene Bedarf geht, als die Existenz der Familie, des Dorfes und des Fürsten es fordert; wird nicht zu Handel, Besitz, Bereicherung; nicht zur Brandschatzung, zum Lohnträger und Herrentum. Arbeit ist hier eine rein menschliche und damit auch soziale Funktion; ist eine natürliche leibliche Äußerung wie Essen, Schlafen, Faulenzen, Begatten, wie Wachsen, Blühen und Reifen.

Den Naturgegebenheiten von Boden, Klima und Wachstum steht der Einzelne gegenüber wie einem unbezähmbar riesigen Koloß. So erwächst als eine Notwendigkeit – wie ein Bodenprodukt – die Gemeinschaft der Arbeit: im Offenhalten und Freilegen der Wege, im Roden der Wälder, im Anlegen des Bewässerungssystems für den Reisbau; die Gemeinschaft der Bedürfnisse: von Land für die Familie, von Wasser für die Reisfelder, und die Gemeinschaft der Pflichten gegenüber den Göttern, ihren Lehnsherren. Gemeinschaft in der Arbeit ist zugleich Organisation der Kräfte, ist Verteilung, Zumessung. Zusammenleben mit einander ist zugleich eine Stufung untereinander, sei es Familie, Dorf, Subak oder Reich. Im Grunde ist ein Familienoberhaupt und ein Fürst das Gleiche. So entsteht auf der Grundlage gemeinsamer Arbeit und Verpflichtung – gleich einem Naturprodukt – die Stufung; kommunistisch in ihrer Grundlage, aristokratisch in ihrer Staffelung; nicht durch Macht, sondern durch Zuspruch, durch Vertrauen, durch die Überlegenheit. Diese Menschen sind ebenso stark im freiwillig stolzen Gehorchen, wie rein in der Verpflichtung des Gebietens, Ordnens und Schlichtens. Ihr Sinn für Ordnung ist die Polarität zum Chaos der Umwelt.

Ihre Lebensführung und Haltung beruht – inmitten eines blühenden Reichtums, der Grenzenlosigkeit der Natur, der sinnlichen Glut der Atmosphäre – auf einer erdverbundenen Oekonomie. Immer bleibt das Maß gewahrt, das selbst gesetzte Maß – in Arbeit, Gebieten und Gehorchen. Dies Maß ist zugleich Frömmigkeit, Bescheidenheit, Freudigkeit, Faulheit, Naturwahrheit; diese

Oekonomie zugleich richtige Verteilung und Steigerung der Kräfte, der natürlichen und der menschlichen, ist naturgemäßer Lebensablauf.

Alles, was an Fülle diese Erde Bali bietet, bietet sie den Menschen, so wollen es die Götter dieser Insel. Und so bieten die Menschen wiederum das erlesen Schönste jenen Göttern, die ihre Freunde sind. Der reichste Schmuck, die seltenste Blüte, die erlesenste Arbeit gehören den Göttern und nächst ihnen dem Fürsten. Des Menschen Hütte ist bescheiden, sein Kleid einfach, seine Nahrung gleichmäßig ~ aber den Göttern gehört ein festlicher Tempel, ein gabenreiches Opfer und ein bunt geschmückter Tanz.

Das Schönste, was sein eigen ist, ist er selbst. Ist sein Leib. Das ist seine Hütte, in der er lebt unter Sonne und Schatten; seine schimmernde Haut ist seine blendend herrliche Kleidung, die nur ein buntes Muster, eine bunte Blume zu erhöhen vermag. Der Leib ist sein Ich, sein Eigentum. Ist die größte Schönheit auf dieser Insel. Sein Leib ist Träger seiner Welt, ist seine Sprache. Alles, was die Welt ihm zuträgt, was ihn trifft, ihn bewegt und erfüllt, erlebt er mit seinem ganzen Leibe, enthüllt er unmittelbar mit der physischen Expression seiner Glieder. Diese Leiber haben eine unglaubliche Phantasie des Ausdrucks; voll pflanzlicher Anmut, tierhafter Bewegtheit und erotischer Gespanntheit. Diesen Leib pflegt, badet, salbt er wie im Gottesdienst. Dieser Leib trägt ihn durch die Hitze der Arbeit, durch die Gelöstheit der Ruhe zum Sprung der Liebe, zur geschlechtlichen Entladung. Diese Leiber stehen in ihrer Schönheit an jener letzten Grenze, wo die Unwirklichkeit von Traum und Bild beginnt.

Das ist die gewaltige menschliche Kraft, den Ansturm der tropischen Vitalität auszugleichen, umzuleiten in Ordnung, Gleichmut, Zartheit, Schönheit, Gemeinschaft und blendende Festlichkeit; zu diesem Glücksgefühl ~ auf der Erde zu sein, dem letzten Wunsche des Sterbenden, bald wiedergeboren zu werden auf dieser Erde der Insel Bali ~ ~ ~ ~ ~

Ist dieses Bild eines Lebens zu hell und schön? Wo liegt hier das Dunkle, das Drohende, das Gespenstische, das keinem Leben erspart scheint? Was ist das Schlechte und Böse? Es liegt in der Möglichkeit zum Gegenteil, und als solches ist es da. Und immer wird es Abweichungen im Einzelnen und Großen geben nach der Seite des Bösen und Dunklen hin. Aber diese Abweichungen bestimmen nicht das Bild, sind nicht das eigentliche Wesen. So, wie man bei uns das Schöne, Vollendete und Große als über die Norm ansieht, so dort das Kleine, Häßliche und Schlechte. Das beweisen besser als Worte die Abbildungen. Die Begrenztheit dieses Lebens aber ist mit dem insularen Typus gegeben, mit der Begrenztheit des physischen, nicht magischen und des eigentlich ungeistigen Erlebens. In dieser Begrenztheit aber ist es schön, zur Reife entfaltet.

Aber so gespannt und geballt diese Kräfte sind, wird ein Weniges genügen, um diese Spannung zu zerreißen, um die zarten Grenzen aufzulösen ~ um einen Wolkenbruch niedergehen zu lassen. Denn dieses Volk hat keine innere Ausdehnungsmöglichkeit mehr. Stört man diese Kreise ~ dann zerreißen sie ~ und das Chaos beginnt wieder. Dann wird was heute noch schön ist ~ morgen ein Gespenst sein.

Und vielleicht ist diese Grenze schon überschritten. Vielleicht läßt sich morgen schon nicht mehr von der glückhaften Insel Bali sprechen, nur noch in Erinnerung von ihr träumen.

\+ + +

Berichte aus Bali · Gregor Krause.

Die Natur.

Wong desa angertanin gumin Ida Batara ~ die Dorfgenossen bearbeiten und verwalten das Land, es ist jedoch das Eigentum der Götter. So steht es in den balischen Dorfsatzungen. Wie viel Ehrfurcht vor der Gewalt der umringenden Natur und fromme Bescheidenheit der Menschen offenbart sich darin! Alle Weisheit und Gerechtigkeit, die diese Satzungen beherrscht, hat damit ihr Fundament. Den unsichtbaren, hoch oben in der Kühle und ewigen Bläue der Berge wohnenden Göttern gehört mit dem Lande auch alles, was darauf wächst, auch das Wasser, das darüber strömt, auch die Luft und das Licht, die als ewiger Frühling und Sommer es umschmeicheln, und auch die Erze, die sein Schooß birgt. Unsichtbar, doch überall fühlbar ist für jeden Balier der Hauch dieser Götter, die von ihren erhabenen Sitzen auf ihr Land herabschauen oder auf den Strahlen des Morgenrotes oder den sanften Schwingen des erwachenden Windes in ihre Wälder, Täler und Seen hinabsteigen, um sich ihres Besitzes zu erfreuen, in Würde und erhabener Ruhe, wie es Göttern geziemt. Sie lieben den Tag ~ die Nacht überlassen sie den Butas oder Dämonen ~ sie sind so lichtvoll und freundlich wie dieser, stets gütig, kennen keinen Haß oder Rache; sie strafen nicht, sondern belohnen hilfreich den, der immer nur mit ihrer Erlaubnis und schuldlos mitgenießen und sich miterfreuen will des Reichtums und der Schönheit ihrer Insel.

Bali ist von der Natur besonders begünstigt. Gelegen zwischen 7° 54' ~ 8° 53' südlicher Breite, genießt es die gleichmäßige Wärme der Tropen, doch ohne deren erschlaffende, dumpfbrütende Hitze, da es wegen seiner geringen Größe ~ ungefähr 5500 Quadratkilometer ~ und wegen seiner nach Norden und Süden fast gleichmäßig und sanft sich neigenden Ebenen überall den Meereswinden zugänglich ist. Als Fortsetzung der Vulkankette Javas, von der Bali, wie man sich heute vorstellt, ein in verhältnismäßig später geologischer Periode, die östliche Nachbarinsel Lombok ein viel früher abgesprengtes Stück ist, zieht von Westen nach Osten ein zentrales Gebirge, im westlichen Drittel alt-, im mittleren und östlichen jung-vulkanisch. Aus diesen beiden isolieren sich drei Gipfel von rein kegelförmiger Gestalt, von denen der östliche, Gunung Agung, der höchste ~ 3200 Meter ~ und weithin herrschende ist, der westliche, Batu Kaii, gänzlich bewaldet und mit still feierlichen Kraterseen an seinem Fuß der lieblichste, während der mittlere und niedrigste aber, der Batur (Abb. 2), zugleich der gewaltigste ist. Der Wanderer, der von Süden sich diesem nähert, steht plötzlich vor einem z. T. bereits mit Bergurwald bewachsenen 1000 Meter steil ansteigenden Abhang. Einen Augenblick schauert ihn vor der jähen Tiefe, aber seine Augen jauchzen auf, wenn sie in dem Oval eines gerade noch überblickbaren Kraterzirkusses tief unten ein großes blaues Meer träumen sehen; fast mitten aus diesem emporgetaucht, so scheint es, steht breitfußig ein gewaltiger Kegel mit dunkelviolettem Samtkleid von Lava umhüllt; oben begrenzen ihn schöne nach unten konkav ausgeschwungene Linien, Riesenöffnungen, aus denen in festlicher Ruhe schneeiger Dampf aufsteigt. Früh am Morgen verhüllt Nebel das Bild und läßt nur den obersten Teil des Kegels frei; man sieht die treibenden Wolkenballen in die Krateröffnungen sich schmiegen, gleichsam um sich dort zu wärmen, bis der wirbelnde Dampf sie vertreibt.

Mühsam ist ein Steg zum Batur-Meer hinab gefunden; in stundenlanger Fahrt gleitet das Einbaum zum Fuße des Vulkans hinunter; hier beginnt der Wanderer mühsam über die wirr über- und

nebeneinander geworfenen erstarrten Lavaströme zu klimmen, er erspäht eine verwitterte Stelle, und bald nehmen rauschende Tjimarawälder ihn in ihre kühlen Schatten auf. Affenfamilien, die Mütter zuweilen mit einem Säugling im Arm, schauen erstaunt von den Bäumen, mustern den Eindringling von allen Seiten und begleiten ihn, oben springend, auf seinem Wege. Sitzt er für einen Augenblick ermüdet an einer Quelle nieder, wo geheimnisvolle Blumen und große grünschwarze Schmetterlinge ihn begrüßen, so wollen sie auf ihre spottende Weise eine Unterhaltung mit ihm beginnen und von seinem Mundvorrat kosten.

Während des letzten Viertels des Weges, nach mehr als 300 Meter Steigen, versinkt der Fuß bis über den Enkel in den feinsten Lavastaub. Eine stundenlange Tretmühlenarbeit in brennender Zenitsonne, bis vom Kraterrand der erste Wind herüberweht.

Stolz und groß grüßt unfern der Gunung Agung. Von ihm gleitet der Blick hinab auf den weiten scharfen Rund des Kraterovales, dessen Rand einstmals nur das Fußstück eines kaum vorstellbaren Riesens bedeutete, gegen den der Gunung Agung wie ein Knabe wohl einst emporgesehen hat. Das Meer glänzt unten wie ein unendlich ruhiges klares Auge und schaut dem neubegonnenen Spiel der Vulkane zu, zu dem die Kräfte des glühenden Erdinnern die gigantische Schale gebrauchen, die einst dem Riesen als Thron diente, den sie als Monument ihrer Macht hatten entstehen lassen, um ihn plötzlich einer Laune zu opfern. Kleinste Vulkane, nur Hügel vorläufig, entdeckt der Blick in der Ferne, kleinere in der Nähe, und als größten unter ihnen den Baturkegel selbst, nur wenig noch den alten Kraterrand überragend.

Der Wind weht stärker über den Krater; der Dampf wird schneller aus ihm herausgesogen und hinweggetrieben. Keine 100 Meter tief wird der Kraterboden mit seinen dampfigen Rissen sichtbar. Der dumpf hohlklingende Boden fühlt sich heiß an, die Luft riecht schweflig scharf, und von unten her tönt fernes Grollen. Die balischen Götter raten dem kühnen Wanderer den Heimweg an.

Nach kaum einer Viertelstunde sitzt der Wanderer, umrauscht von Tjimaren, an der Quelle und ihn umgaukeln wieder grünschwarze Schmetterlinge und der Duft seltsamer Blumen. Die spottenden Affen sind nach ihren Bäumen weiter unten heimgekehrt; sie haben den Verwegenen nicht wieder zurückerwartet.

Vom Fuße des zentralen Gebirgszuges fällt der Boden sehr allmählich nach dem Ozean ab und bildet ein sanft geneigtes Plateau, das an seiner Oberfläche aus stark verwittertem vulkanischen Tuff besteht. Die Fruchtbarkeit dieser Krume ist unerschöpflich. Eine große Zahl kleiner Flüsse haben in strenger Nordsüdrichtung auf jeder Hälfte der Insel ihre Betten tief und steil ausgeschliffen (Abb. 6,7). Die Küsten sind steil und steinig, ohne natürliche Häfen, wenig einladend für Seeräuber (Abb. 1), z.T. auch noch durch Korallenbänke beschützt. Die Flußmündungen haben keine sumpfigen Vorgelände geschaffen. Wo – wie in der westlichen Hälfte Balis – heute noch Urwälder bis ans Meer heranreichen, fehlt ihnen ganz das Düstere, Undurchdringliche und die bei aller Geilheit des Pflanzenwuchses für den Menschen so niederdrückende Schwüle dieser Wälder in anderen Tropengegenden. Infolge der nicht so hohen Temperatur, der Beschaffenheit der Bodenkrume und anderer klimatologischer und geologischer Umstände wechseln auch die verschiedenen Vegetationsregionen auf Bali in geringerer Höhe ab und infolge der geringen Ausdehnung der Insel auch in rascherer Folge als selbst z.B. auf Java. So bietet sich der Reichtum an Mannigfaltigkeit der Flora viel eindringlicher und übersichtlicher dar.

Sicherlich werden bereits die Götter jener ersten Menschen auf Bali, die einzeln oder in kleinen Horden hier herumschweiften und von den Früchten der Wälder lebten, mehr gütige und freundliche als furchtbare Wesen gewesen sein. Aber die wilden Tiere, so wird man einwenden, diese Tiger,

die noch heute manchen Jäger nach Bali locken, die Herden wilder Bantengs oder Büffel, die Rudel gefräßiger Hunde und Wildschweine, die vielen Schlangen, das giftige Gewürm, wie Skorpione, Skolopendren u.a., haben diese nicht das Leben und die Freude jener ersten Menschen beständig bedroht und verwüstet? Sehr wahrscheinlich nicht, wenn man den durchaus freundschaftlichen Umgang der Menschen mit den Tieren, auch den sogenannten wilden, und den der Tiere mit den Menschen, wie er heute noch auf Bali vor sich geht, beobachtet. Ich habe gesehen, wie kleine Knaben furchtlos auf urweltlich starken Karbuwenbüffeln galoppierten, vor denen unsere tapferen Soldaten schnell in die nächsten Bäume klommen. Ich sah, wie eine Herde Stiere, die rasend einem häßlich brummenden Automotor den Weg versperrten, durch die freundliche Zusprache eines balischen Mädchens sich von der Fruchtlosigkeit ihres Zornes überzeugen ließen; ich fand Kinder harmlos mit einem fingerlangen giftstachlichen Tausendfuß spielen, mit einer großen Schreckeidechse spazieren gehen. Weiße Kakadus, gestern im Urwald gefangen, holten mir heute die Bissen aus dem Munde. Keiner der halbwilden Hunde wird je geschlagen, er braucht es nie zu werden; unbeschadet seiner Wachsamkeit beträgt er sich stets sanft und bescheiden, solange kein Europäer in der Nähe mit seinen plumpen Schuhen den Boden schlägt. Die Affen in den Schluchten und auf den Bäumen schelten nur, wenn sie der tölpelhaften Kleidung eines Weißen oder der Härte seines mitleidlosen Herrscherblickes ansichtig werden. Ich habe sehr viele giftige Schlangen stets nur schleunigst sich mir aus dem Wege schlängeln sehen; unter mehr als 10000 meiner stets barfüßigen Patienten behandelte ich nur 2 wegen Schlangenbisse. Die Tiger aber finden Wildschweinbraten auch heute noch am wohlschmeckendsten, und dieser ist fast zu reichlich vorhanden. Sie und andere böse Gesellen scheuen den lichtvollen Tag.

Die Dorfgenossenschaft.

Die Nacht ist keines Menschen Freund. Nirgends weiß man dies besser als auf Bali, auch heute noch ebenso wie wahrscheinlich in jenen Urzeiten. Die Götter haben auf den letzten Sonnenstrahlen ihre Bergsitze aufgesucht, und das Heer der Butas bevölkert jetzt Luft und Erde. Besorgt tritt die Hausmutter, wenn die Nacht dämmert, aus der Hauspforte und legt mitten auf den Weg, auf einem Bananenblatt, einige Lebensmittel hin, Reis in verschiedenen Farben, kleines Zuckergebäck und Blumen, stellt daneben einen Krug mit Wasser und zuweilen noch ein brennendes Öllämpchen, den Butas den Weg zu ihrem Mahle zeigend; so erspart man ihnen die Mühe, das Haus zu betreten.

Die Quälgeister von Butas haben vielleicht die ersten Menschen auf Bali jeden Abend zu einander gebracht, die Furcht vor jenen hat vielleicht die ersten Hütten gebaut. Und als diese dastanden, kam wohl bald jemand auf den Gedanken, den Tag ringsum zu verlängern, den Abend zu verkürzen durch das Fällen der dunklen, umstehenden Bäume. Doch diese gehörten den Göttern, und was werden diese sagen, wenn sie am kommenden Morgen ihr Eigentum, auf dem sie vielleicht auszuruhen gewohnt waren, nicht wiederfänden? Sie würden dann sicherlich neue Scharen Butas, über die sie Macht haben, nach diesem Platz senden. Man beriet gemeinschaftlich, wie die Erlaubnis der Götter zu erhalten wäre, und beschloß, es mit einer Opfergabe zu versuchen und einem Gelöbnis: auf dem freien Platze zuerst eine besondere Hütte zu erbauen, einen ersten Altar, auf dem jeden Tag die Gottheit, die sich besonders an dieser Gegend erfreute, ihr Mahl bereitet fände. Das Fällen der Bäume glückte, niemanden traf ein Unheil, niemand wurde krank. Das Vertrauen in die Menschenfreundlichkeit der Gottheit wuchs. Man wagte mit neuen Ersuchen an sie heranzutreten. Man wollte die Früchte, die man täglich nah und fern im Walde sammeln mußte, in der Nähe der Hütten

Alle Dorfbewohner fühlen sich unter dem Schutze ihrer besonderen Gottheit wie zu einer großen Familie vereinigt. Sitzt einer von ihnen irgendwo zu Markt, gegen winziges Entgelt einen Schluck kühlen Palmweins feilbietend, so kostet dieser Schluck nichts den Leuten aus seinem Heimatdorf. Die Tarife für alles, was für Geld erhältlich ist, sind am kleinsten für die eigenen Dorfgenossen, höher für die Nachbardörfer, noch höher für Chinesen und Europäer.

Jeder Bauernhof (Abb. 37–46) isoliert sich durch eine mannshohe Lehm- oder Steinmauer, mit Stroh oder geflochtenen Palmblättern gedeckt, schnell von Moosen und Kletterpflanzen bewachsen, hinter der man unter sich ist und fremde Unbescheidenheit ausschließt. In jedem Hofe ist ein ausgewählter Platz von einer besonderen Mauer umgeben; ein schönes Tor mit zwei steinernen Tempelwächtern an den Seiten bildet den Eingang dazu (vgl. Band II). Blumenreiche Bäume hat man hier gepflanzt. Den Haustieren, wie Schweinen, Geflügel und Hunden, ist der Eintritt hier verwehrt. An den Mauern stehen Opferhäuschen, aus allerlei Material gebaut und von verschiedener Form. In sie hinab fleht man alle die Dewa's, das sind jene guten Geister, die sich der Familie einmal hilfreich erzeigt haben. Alle Familienmitglieder sind ihnen Verehrung schuldig, und so knüpfen gemeinsame Pflichten gemeinsamen Göttern gegenüber in der stillen Weihe des Haustempels ein unlösliches Familienband.

Die Art, wie ein balisches Dorf entsteht, bringt es mit sich, daß anfänglich mehrere Familien, oft sogar solche von verschiedener Herkunft die Gemeinde bilden. Jedoch bleibt der Ort der Herkunft des Stammvaters nicht nur in der Erinnerung leben, sondern erhält in der Form einer Pura-dadia oder eines Geschlechttempels an diesem Orte einen reellen Mittelpunkt, wohin an bestimmten Tagen des Jahres alle Abkömmlinge pilgern, mögen sie auch noch so weit auseinander wohnen. Hier beten und opfern sie, doch nicht den Schatten ihres Verstorbenen, sondern den Dewa's, auf die dieser einst vertraute. Die Sĕka-dadia oder Vereinigung aller Familien, von einem gemeinsamen Stammvater entsprossen, erwählt aus ihrer Mitte einen, der in dem Familientempel Priester- und Wächterdienste verrichtet.

Alle Arbeiten, die einem Mitglied der Dorfgenossenschaft von dieser auferlegt werden, darf es auf seine Familienangehörigen, deren Oberhaupt es ist, verteilen. Dies geschieht auf balische Weise in einem Familienparlament, wo man sich bald und stets freundlich und heiter einigt.

Rechtsstreitigkeiten, so selten sie unter Dörflern entstehen mochten, finden vor dem Forum der monatlichen Ratsversammlung ihre Erledigung. Man versucht beide Parteien sich zu versöhnen, was ziemlich sicher stets gelingt. Höchst selten braucht man sich an den Fürsten oder dessen Stellvertreter in dem Distrikt zu wenden. Dieser ist ursprünglich von einer Anzahl Dorfgenossenschaften als Schiedsrichter erwählt, um in etwaigen Grenzstreitigkeiten zu entscheiden.

Anfänglich saßen bei den Ratsversammlungen die Dorfgenossen auf der Erde; jetzt haben sie sich ein Rathaus, eine balé-agung gebaut, eine auf erhöhtem, festgestampftem Erdfundament errichtete, etwa 5 Meter breite und je nach der Größe des Dorfes bis zu 25 Meter lange, nur von einem Strohdache bedeckte offene Bambusscheune (Abb. 47), deren Raum vollständig eine durchlaufende balé-balé füllt, das ist eine Bank, die gleichzeitig als Tisch gebraucht wird. Diese balé-balé ruht auf einer Anzahl bis zum Dache reichender Pfeiler und wird an einer schmalen Seite durch eine oft reich ornamentierte oder bemalte hölzerne Wand abgeschlossen; sie bezeichnet gleichzeitig das Kopfende der Bank (Abb. Band II).

Ach, wenn doch alle Ratsversammlungen überall auf der Erde in einer Vollmondnacht gehalten würden und in einem Rathause nach Art der balischen balé-agung, in die von drei Seiten all die wie Tau erfrischende, gedankenvolle, klare, sanftmutschenkende Lichtfülle des Mondes hereindämmert!

Es geht weit über meine dorfdoktorlichen Fähigkeiten, die Poesie einer tropischen Vollmondnacht zu schildern. Sie scheint hier auf Bali ebenso wie auf Java groß genug zu sein, um die Menschen nicht schlafen zu lassen. In ihrer stillen einfältigen Art hocken sie vor ihren Häusern, sehen in den vollen Mondschein, nach den ruhigen Palmen, träumen oder erzählen sich alte Märchen und Geschichten. Leise und etwas wehmütig klingen aus dem Dorftempel einzelne Gamelan-Töne, bis um Mitternacht ein lauter Schlag auf die hölzerne Dorfglocke die Mitglieder der Dorfgenossenschaft dorthin zur Ratsversammlung ruft.

Die Mitglieder der Dorfgenossenschaft haben sich mit gekreuzten Beinen auf die balé-balé gesetzt, jeder auf seinen Platz, die ältesten an das Kopfende, wo sie eine Art Vorsitz führen. Einer von ihnen liest die auf Lontarpalmblätter geschriebene Mitgliederliste vor. Wer nicht erscheinen konnte – und dann muß dieser schon sehr krank sein –, hat seinen Kris und sein Oberkleid geschickt, die seinen Platz bedecken.

Die Mitgliederzahl ist in den ältesten Dörfern auf die Familienväter beschränkt, die zugleich Abkömmlinge der ehemaligen Dorfgründer sind, in den neueren Dörfern ist jedes Familienhaupt Mitglied oder kann es wenigstens bald werden.

Während oben auf der balé-balé der eine oder andere mit halbsingender langsamer Stimme und eigenartiger Betonung, die stets die letzte Silbe besonders hervorhebt, eine kurzdauernde Bemerkung macht, worauf nach allgemeinem Nachdenken jemand antwortet, wieder später von einem anderen etwas hinzugefügt wird, und so ein Rhythmus von Schweigen und melodischem Exartikulieren entsteht, der zusammen mit dem Dämmerschein des Mondes bis zum anbrechenden Morgen die balé-agung füllt, hocken unten auf der Erde meist schweigend die Plajan's oder allerjüngsten Dorfgenossen, die oft einige Jahre lang sich erst die Würde verdienen müssen, oben auf der balé-balé sitzen zu dürfen. Sie haben alle Rechte als volles Mitglied der Ratsversammlung, müssen jedoch noch für die anderen das Nachtmahl bereiten und sie bedienen, wie es auf Bali jüngeren gegenüber den älteren ziemt.

Das Wichtigste und Erste auf dem Programm der Sitzung ist die Sorge um den Unterhalt des Dorftempels sowie die Beiträge für die Opfergaben und Tempelfeste, dann kommen die auswärtigen Angelegenheiten mit den Nachbardörfern, mit dem Fürsten und den Fremdlingen, die sich zufällig in der Nähe befinden, und Einladungen zu besonderen Tempelfesten. Hierbei erstatten die Saja's ihren Bericht; dies ist ein Ausschuß von einer Anzahl gewöhnlich monatlich wechselnder Dorfgenossen, denen die besondere Sorge für die wöchentlich auf dem Altar der Dorfgottheit niederzulegenden Opfergaben anvertraut ist. Sie sind die Repräsentanten des Dorfes beim Empfang von Besuchen oder des Fürsten; auch haben sie für die Anwesenheit von Blumen, Süßigkeiten, Tabak, Sirih und anderen Erfrischungen bei den Sitzungen zu sorgen. Zuweilen haben sie auch die Aufsicht über die Dorfkasse, sorgen für das Einkommen der Beiträge, die gleichmäßig auf alle Dorfgenossen verteilt sind, ermahnen die Säumigen und rufen durch Ansagen von Haus zu Haus oder durch Schläge auf die Dorfglocke zu den Versammlungen auf.

Das Recht, Übeltäter zu strafen, steht ursprünglich unbeschränkt in der Macht der Dorfgenossenschaft. Es wird jedoch sehr human geübt. Geldbußen sühnen Nachlässigkeiten oder Übertretungen der Adat. Dem hartnäckigen Sünder droht die Ausstoßung aus der Gemeinschaft; tut er jedoch Buße und verspricht Besserung, so erwartet ihn stets wieder Nachsicht und Vergebung. Gemeingefährlichkeit, wofür der viel umfassende Begriff „Amok" gilt, verpflichtet alle Dorfgenossen zur sofortigen Tötung des Unglücklichen. Gefängnisse hatte man vor Ankunft der Europäer nicht nötig.

Der Reisbau.

Als ich einmal wieder oben vom Gebirgskamme herab fast ganz Bali vor mir sah, mußte ich einen Augenblick an einen Spaziergang in Sizilien denken, der mich öfters von Palermo nach dem hochgelegenen Monreale führte. Von hier aus sieht man auf eines der schönsten und reichsten Gefilde voll duftender Zitronen- und Orangenhaine. Conca d'oro, goldene Muschel, hat der Sizilianer dieses bevorzugte Stückchen seiner Insel genannt. Der Balier gibt dem, was er von seinem Gebirge herab sieht, einen nicht minder klingenden Namen. Er nennt es Tanam Bali, den Garten, das Eden Bali. Man sieht nichts von den Wohnungen und Tempeln der 800000 Menschen; Palmenhaine verbergen sie bescheiden. Man sieht nur den Fleiß dieser Menschen, der einem aus den tausenden glitzernden Reisfeldern entgegenstrahlt (Abb. 29, 30). Unzählige Menschenhände haben die Gebirgshänge in kunstvolle Terrassen umgebaut (Abb. 27, 28), über die noch kunstvoller ein Teil von dem Wasser der tiefeingeschnittenen Bergflüsse geleitet ist. Reisfeld reiht sich an Reisfeld, bald ein ruhiges, himmeldurchspiegeltes Gewässer, in das der kleine Fall des einströmenden Wassers glänzende Kreise zeichnet, bald überall durchsproßt von den gelblichen Trieben der aufgehenden Pflanzen, bald saftig grün in vollem Wachsen, in der Blüte von zarter Bläue überhaucht oder goldig wogend beim Reifen.

Man glaubte noch vor wenigen Jahren, daß die nasse Reiskultur (Abb. 27–31) von den Hindus im malaiischen Archipel eingeführt wäre. Dafür spricht auch heute noch, daß sie überall dort nicht geübt wird, wo auch andere hinduistische Einflüsse nicht nachweisbar sind, wie z.B. in der östlichen Hälfte des Archipels. Die Balier erzählen, daß ihre Subaks, das sind Vereinigungen zum gemeinschaftlichen Irrigieren der Felder, bald nach dem Entstehen der Erde sich gebildet haben. Wie dem auch sei, so haben diese Subaks, in deren Organisationen sich leicht die Struktur der balischen Dorfgenossenschaft erkennen läßt, den Reisbau zu einer derartigen Höhe entwickelt, daß man noch heute von Java aus nach Bali kommt, um zu lernen, und auch die beste europäische Wasserbaukunst nicht viel mehr vermocht hat, als anzuerkennen oder zweifelhafte Verbesserungen zu versuchen.

Die Eigenart der balischen Flüsse, die in tiefeingeschnittenen Schluchten mit großer Kraft von den Bergen stürzen, macht das Irrigieren der vorher sorgfältig nivellierten und durch Erddämme abgegrenzten Felder recht schwierig. Man konnte das Wasser der in der Tiefe rauschenden Flüsse nicht einfach bis zum Niveau der zu bewässernden Felder aufstauen, sondern mußte oft weit stromaufwärts eine Stelle suchen, höher gelegen natürlich als die Felder, wo ein nicht zu hoher Staudamm genügte, der nicht so leicht vom Strome fortgerissen wurde und bei Beschädigungen sich leicht wieder herstellen ließ. Ein solcher Staudamm besteht, wenn der Strom schwach ist, einfach aus einigen Baumstämmen, die quer in den Fluß gelegt sind. Bei stärkerem Strom stapelt man mit Flußsteinen gefüllte Bambuskörbe aufeinander, und falls auch dies noch ungenügend ist, so baut man zuvor aus Balken ein doppeltes Gitter, das man mit den steinbeschwerten Körben füllt. Der Damm wird schräg oder in einer rechtwinklig geknickten Linie in den Fluß gesetzt, um die Kraft des Stromes auf eine größere Fläche zu verteilen. Um der anzulegenden Leitung das richtige Gefälle zu geben, muß die Stelle der Abdämmung mit Überlegung und nach genauer Vermessung des zu durchschneidenden Terrains bestimmt werden. Das Gefälle darf nicht zu groß sein, da hierdurch der Boden ausgespült wird und die Ränder abstürzen, was besonders bedenklich ist, falls die Leitung an steil abfallenden Schluchten entlangläuft. Ist das Gefälle zu gering, so wird die Leitung durch das Absetzen der vielen festen Stoffe, die das Flußwasser mit sich führt, schnell

unbrauchbar. Zur Bestimmung des Gefälles bedient man sich eines gleichschenkligen hölzernen Dreieckrahmens, an dem sich ein Senklot befindet.

Das Anlegen der Leitung selbst ist oft mit viel Ungemach verbunden. An steilen Bergwänden, wo sie aus dem Stein geschlagen werden muß, drohen häufige Erdstürze mit Verwüstung; auf schwindelerregenden Gebirgskämmen, über die sie geführt werden muß, ist das Arbeiten ungemein gefährlich. Oft erstreckt sich die Leitung bis weit in unbewohnte Gegenden, sodaß die Subakmitglieder eine oder mehrere Nächte im Urwald übernachten müssen, wenn Ausbesserungen nötig sind. Zuweilen sieht man sich genötigt, das Wasser in ein zweites Flußbett zu leiten und hier einen neuen Staudamm anzulegen.

Um zu verhindern, daß das Wasser zu viel Sand mit sich führt, wird es sofort nach dem Verlassen des Flusses durch kleine Teiche geleitet, wo feste Stoffe niedersinken. Durch ähnliche kleinere Teiche leitet man auch das für die Reisfelder bestimmte Wasser, um das Versanden der Felder zu verhindern.

Ein aus Stein gehauener Rost an der Austrittsstelle der Leitung aus dem Fluß verhindert das Eindringen von Baumstämmen, Steinen und anderen großen Gegenständen. Eine Vorrichtung aus Holz am Anfang der Leitung sorgt dafür, daß bei Hochwasser nicht zu große Wassermengen aus dem Flusse übertreten und die am Leitungsrande liegenden Felder beschädigen. Demselben Zwecke dienen hölzerne Röhren, die an verschiedenen Stellen die Leitung mit einer Schlucht in der Nähe verbinden, durch die das Wasser, sobald es in der Leitung ein gewisses Niveau übersteigt, abfließen kann.

Da, wo ein Bergrücken sich der Leitung in den Weg stellt, der nur durch ein weites Umlegen zu umgehen wäre, baut man Tunnel, oft kilometerlang und so hoch, daß ein Mensch in hockender Stellung darin arbeiten kann. Horizontale und vertikale Luftschächte in bestimmten Abständen dienen bei langen unterirdischen Leitungen zur Ventilation. Tunnelbaugenossenschaften bewahren und überliefern die für diese Arbeit benötigten Erfahrungen und Kenntnisse. Sie übernehmen die ihnen von einer Subak übertragene Arbeit zu einem vereinbarten Preis, den sie in gleichen Teilen untereinander verteilen. Besonderer Erwähnung unter ihnen verdient der Schmied, der ihr wichtigstes Instrument, ein zugespitztes schweres Stück Eisen an einem hölzernen Stiel, womit das Aushacken geschieht und das schnell stumpf wird, stets wieder umschmieden muß.

Die zeitlich und örtlich meist wohl verschiedene Entwicklung der Dorfgenossenschaften und der Subaks bringt es mit sich, daß Mitglieder eines Dorfes verschiedenen Wasserschaften angehören können und umgekehrt. Beide Vereinigungen stehen unabhängig mit gleichen Rechten nebeneinander.

Die Verfeinerung der Bodenkultur, wie sie der nasse Reisbau erforderte, die oft jahrelange Arbeit, die der einzelne auf sein Feld verwenden mußte, um es vollfruchtbringend zu machen, seine Verantwortlichkeit der Subak und der Dorfgenossenschaft gegenüber, veränderten das anfangs rein kommunale, später familienerbliche Gebrauchsrecht des Bodens in ein mehr individuelles, das nahezu Grundbesitz wurde, insofern, als die Arbeit, die dem Acker gewidmet wurde, und seine Früchte unter gewissen Bedingungen verpfändet und verkauft werden durften. Doch stets verfügte jemand, wer es auch war oder wurde, nur solange über sein Feld, als er dies zur Zufriedenheit der Gemeinschaft bearbeitete und nach dem Willen der balischen Götter, die wollen, daß ihre Erde Früchte trägt, um allen Menschen genügend Nahrung zu geben.

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß es die erste Pflicht jeder Subakgenossenschaft ist, einen Tempel für die Gottheiten zu bauen, in deren Schutz sie sich gestellt hat (Bd. II). Man findet ihn häufig frei zwischen Reisfeldern und verborgen unter einigen Bäumen liegen. Hier stellt man in monatlichen Versammlungen die Zeit für die Bewässerung, für Pflügen, Pflanzen und Ernten fest, bestimmt die Menge des Wassers, auf das jedes Subakmitglied Recht hat, sorgt, daß die Staudämme,

Leitungen und Tunnel in Ordnung sind, einigt sich über die Strafen, die jeden treffen, der die Anordnungen nicht befolgt, und ordnet schließlich die lange Reihe von Tempel-Festen an, die jede Periode des Reisbaues einleiten und abschließen.

Um Uneinigkeiten zwischen einzelnen Subaks vorzubeugen, hat man besonders dort, wo mehrere Subaks ihr Wasser aus ein und derselben Leitung beziehen, das Verfügungsrecht über alles Wasser dem Fürsten übertragen. Diesem zur Seite steht der Sedahan-Agung oder Wasserschaftsminister, eine sehr verantwortungsvolle und wichtige Persönlichkeit in einem balischen Reiche nach Art eines Major domus. Er muß besondere technische Kenntnisse besitzen und in Übereinstimmung mit den Sedahan's oder Ältesten der verschiedenen Subak's die Verteilung des Wassers regeln; er darf auch im Namen des Fürsten als Entgeld für seine Bemühungen von jedem bewässerten Reisfeld eine mäßige Steuer erheben.

Fürsten und Hinduismus auf Bali.

In der Erinnerung des Volkes auf Bali leben heute noch die Dorfkriege, die man vor langen Zeiten als letztes Mittel nötig hatte, wenn benachbarte Dörfer die Streitigkeiten wegen der Grenzen ihrer Äcker, des Gebrauches des Wassers aus einem vorbeifließenden Bach und wegen dergl. Dinge mehr nicht gütlich beilegen konnten. Sie führten zu der Anstellung von Schiedsrichtern, die in diesen Zwisten entscheiden mußten. Aus der Gruppierung einer größeren Anzahl Dörfer, um je einen Schiedsrichter, der sich durch Takt, Gerechtigkeit und Überzeugungskraft besonderes Ansehen erworben hatte, entstanden die acht kleinen Reiche Balis. Die balische Bezeichnung für einen derartigen Schiedsrichter, der in späterer Hinduzeit in vielem dem glich, was wir mit Fürsten zu bezeichnen pflegen, ist auch heute noch anakagung, d. h. hervorragender oder erhabener Mensch.

Wie der Balier sich seinen Fürsten wünscht, drückt er in folgenden Aphorismen aus, z. B. „Saking bukin alité, d. h. der Fürst muß stets wissen, daß er seine Macht der freiwilligen Achtung und Zuneigung des Volkes verdankt". Ferner: „Der Fürst sorgt für das Wohlsein seines Volkes, das Volk für das seines Fürsten".

Aus der Weise, wie dieses geschieht, darf man schließen, wie jenes erwartet wird. Die Dörfer bauen ihrem Fürsten einen Palast und halten ihn in Ordnung (Abb. Bd. II). Ein Teil ihrer Bewohner zieht dahin Tag und Nacht auf die Wache. Die schönsten Mädchen stehen dem Fürsten zur Verfügung. Man bringt ihm die besten Früchte, reichlich für ihn und seine Familie. Bevor man in einem Dorfe mit der Tabakernte beginnt, sucht man für ihn auf jedem Felde die prächtigsten Blätter aus, wie man es mit den schönsten Halmen auf den Reisfeldern der Gottheit gegenüber tut. Auf seinen Reisen ist der Fürst der geehrte Gast der Dorfgenossenschaft, die ihn festlich bewirtet. Alle Verordnungen des Dorfes oder anderer Vereinigungen gelten nicht für ihn, der über den Gesetzen steht. Seine Macht ist unbeschränkt, nachdem sie ihm einmal von dem Vertrauen des Volkes übertragen ist. Sie muß es nach balischen Begriffen sein, um ihm die unbeschränkte Möglichkeit zu geben, Gutes zu tun. Wer den Fürsten lästert, verwirkt sein Leben.

Wehe dem Fürsten aber, der das Vertrauen seines Volkes verscherzt. Ihm droht das Mětilas. Dies ist ein sehr eigenartiges balisches Recht, das gestattet, sich eines unwürdigen Fürsten zu entledigen. Wenn nämlich seine Taten zu häufig oder zu arg gegen das Gefühl von Recht und Gerechtigkeit, wie es jedem Balier innewohnt, verstoßen, besonders aber gegen die so sorgsam gehütete Adat, dann wächst die Unzufriedenheit über ihn und die Abneigung gegen ihn. Anfangs

im Geheimen. Man berichtet und berät untereinander über seine neuen Übeltaten. Plötzlich bricht die Empörung los, und alles kündigt ihm den Gehorsam, oder man tötet ihn gar, wenn es nötig ist. Man wählt einen neuen Fürsten oder stellt sich unter die Schiedsrichterschaft eines Nachbarreiches.

In der Stellung, die dem Fürsten und dessen Stellvertreter in den Distrikten eines Reiches gegeben ist, offenbart sich ein edles, gehorsames, aber auch sich selbst bewußtes, Gerechtigkeit liebendes und darauf vertrauendes Volk. Der großen und vollen Ehrerbietung gegenüber den erwählten Häuptern fehlt jede sklavische Unterwürfigkeit. Diese Menschen sind freie Menschen. Auf jedem Gesicht, in jeder Haltung kann man dies lesen. Von ihrem Mětilas haben sie Gebrauch gemacht, falls es nötig war, ohne Zweifel auch zum besten ihrer Fürsten oder deren Beamten, die ihnen dies Recht nie zu nehmen wagten. Es lebt auch heute noch tief in dem Bewußtsein des Volkes, nachdem die europäische Verwaltung des Landes es für ungesetzlich erklärt hat, da sie glaubt, bessere Mittel zu besitzen, um den Landmann vor etwaigen Übergriffen ihrer Beamten schützen zu können. Dafür mag ein Beispiel dienen, das ich den Aufzeichnungen eines lange Zeit auf Bali tätigen europäischen Regierungsbeamten entnehmen will:

Der von der europäischen Verwaltung am Ende der neunziger Jahre neu ernannte Punggawa oder Vorsteher des Distriktes Sawan erregte die Unzufriedenheit des zu diesem Distrikte gehörenden Dorfes Djagaraga. Die Bewohner brachten ihre Beschwerden vor die Verwaltung, die jedoch keinen genügenden Grund entdeckte, um ihren Beamten abzusetzen. Trotzdem verharrten die Bewohner von Djagaraga in der Weigerung, die Befehle und Verordnungen dieses Punggawa zu befolgen. Wochenlange Unterhandlungen durch Vermittlung europäischer und auch eingeborener Beamten blieben ohne jeden Erfolg. Man erklärte sich bereit, allen Befehlen der Verwaltung zu gehorchen, nur mit dem Punggawa wollte man nichts zu tun haben. Da die Regierung über keine Truppen und nur geringe Polizei verfügte, so bewaffnete sie Leute aus anderen Dörfern und unternahm mit diesen einen Feldzug gegen Djagaraga. Hier dachte man nicht daran, sich mit Waffengewalt zu wehren, sodaß ohne weiteres einige Menschen verhaftet werden konnten, die man für die Rädelsführer dieses Mětilas ansah. Man brachte sie nach dem Hauptplatze der Verwaltung. Jedoch alle männlichen Bewohner des Dorfes folgten dorthin und erklärten, daß sie alle gleich schuldig oder unschuldig seien, und falls man strafen wollte, so möchten sie alle gestraft werden. Man hielt es für eine Pflicht, ihrem Wunsche zu willfahren. Da jedoch für all die Hunderte kein Platz genug in dem neuen Gefängnis war, verbannte man die eine Hälfte der Bewohner nach der äußersten Ostgrenze, die andere nach der äußersten Westgrenze von Nordbali. Man ließ die Menschen ferner wissen, daß man in Erwägung ziehen würde, ihnen die Erlaubnis zur Rückkehr in ihr Heimatdorf zu geben, falls sie versprächen, dem ernannten Punggawa zu gehorsamen.

Viele Wochen lang brachten jetzt die Frauen und Kinder von Djagaraga auf sonnendurchglühtem, tagelangem Weg ihren Männern und Vätern das nötige Essen in die Wildnis. Erst nachdem die sogenannten Rädelsführer nach Java verbannt waren und die aus ihrem Heimatdorf Entfernten viel Unglück und Elend durchgemacht hatten, beschlossen sie, sich zu fügen. „Ehrlich gestanden", so schließt der europäische Beamte, dessen Berichten ich dieses Mětilas entnommen habe und der darin wohl auch die Hauptrolle gespielt hat, „mir tat es etwas leid, daß die Bewohner von Djagaraga so wenig Genugtuung erhielten für ihr halsstarriges Festhalten an dem, was sie für ihr Recht hielten; jedoch das schwere muß mit dem schwereren Gewichte gewogen werden." –

Den balischen Fürsten verdankt ein fremdes Kulturelement auf dieser Insel sein Dasein, nämlich der Hinduismus. Während der Blütezeit des Hinduismus auf Java (ungefähr 700 – 1518 n. Chr.) galt Bali als eine indojavanische Kolonie. Nach dem Fall des letzten Hindureiches Madjapahit auf

Ostjava flüchteten im Beginn des 16. Jahrhunderts große Scharen von Çivaïten und Buddhisten vor dem Ansturm des Muhamedanismus nach Bali.+) Hier gingen sie im Laufe der Jahrhunderte so weit in den ursprünglichen Bewohnern auf, daß man heute den Eindruck einer einheitlichen Volksart erhält; in der Körper- und hauptsächlich Gesichtsform mancher Mitglieder von Fürstenfamilien entdeckt man jedoch häufig noch deutlich indo-arische Züge. Ein Teil der Ureinwohner wollte von den Hindujavanen nichts wissen und lehnte ihren Gama-tirta oder Weihwasserglauben ab. In den Bergen bestand vor etwa 100 Jahren noch eine unabhängige Republik derartiger Bali-aga oder echter Balier; heute ist ihre Zahl auf wenige abseits wohnende Familien gesunken. Sie bannen noch heute alles aus ihrem Leben, was einst von Madjapahit gekommen ist, ohne sich dadurch in ihrem Denken und Fühlen wesentlich von den anderen Baliern zu unterscheiden. Denn auch bei diesen hat der Hinduismus einem starken autochthon vorhandenen Gefühlsleben nur seine reichen Mittel geliehen, um sich ausdrücken zu können.

Diese indische Kolonisation, deren Zeugen die Tempel von Java bis Lombok sind, aber war eine andere als die von Europa aus. Mit Recht steht der moderne Javane voll Verzweiflung vor den Trümmern seiner klassischen Zeit. Hier klaffen Abgründe von furchtbarster und raffiniertester Grausamkeit, hier verdorrt plötzlich alles Schöne, wird alles, was bisher glücklicher Mensch war, bösartige Karikatur. Hier weiß man im Mantel gleißender Phrasen unabsehbares Elend und gewissen Tod zu bringen allem, was schwächer und weniger rücksichtslos ist. Hier versteht man virtuos alle unheilvollen Dämonen, die im Menschen schlafen, wachzurufen und groß zu ziehen. Die Hindus haben auf Java und Bali anders kolonisiert. Auf Java reden die Steine davon und auf Bali mit noch ergreifenderer Deutlichkeit die Menschen. Ist es die Eigenart der modernen europäischen Zivilisation oder was man sonst für Namen dafür hat, die niederen und niedrigsten Instinkte der menschlichen Natur zu entdecken, stark zu machen und so Sklavenhorden zu schaffen, wie sie grotesker die Welt nie gesehen hat, – die balische Hindukultur aber offenbart, welche Früchte ein Appell an die guten Kräfte im Menschen und deren unermüdliche Pflege trägt. Wer ist der freie Mensch und wer der traurigste Sklave, wenn heute noch im Innern Javas ein blauroter Europäer aus irgend einem lächerlichen Anlaß seine Wut wild ausschäumt gegen den in ehrerbietiger Haltung bewegungslos vor ihm niederhockenden Eingeborenen, dessen vollkommene Selbstbeherrschung und Demut jener für Charakterlosigkeit und hündische Untertänigkeit erklärt?

Die sog. demokratische Freiheit stößt sich an einigen Einrichtungen, die der Hinduismus nach Bali gebracht hat, z. B. das Kastenwesen. Eine Freiheit, die ihr Wesen nur in Äußerlichkeiten sucht, hat das Recht dazu.

Das Kastenwesen auf Bali ist in vielfacher Beziehung verschieden von dem in Vorderindien. Bestimmte Klassen, die der Verachtung preisgegeben sind, sog. Paria's, gibt es nicht auf Bali. Die Mitglieder der Kasten tragen ferner weder besondere Kleidung noch andere äußere Kennzeichen. Trifft man einander auf dem Wege, so redet man jeden Unbekannten mit demselben „Djro, Freund" an, erkundigt sich im Laufe der Unterhaltung nach seiner Kaste und verändert dementsprechend seine Sprache und falls nötig, auch die Haltung. Die niedere Kaste bedient sich des Vulgäridioms, das ähnlich dem Javanischen zu der großen Gruppe austronesischer Sprachen gehört, die von Madagaskar bis Formosa im Norden und dem Osten von Australien gesprochen werden, die höhere Kaste gebraucht eine durch Sanskriteinflüsse veränderte und bereicherte Abart davon. Jemand von höherer Kaste sorgt ferner stets, daß er etwas höher sitzt wie seine Gesellschaft von niederer Kaste, wobei ihm ein Baumstamm, Stein oder erhöhter Wegrand aus

+) Vgl. Band I „With, Java"

der Verlegenheit hilft. In allem, was unmittelbar mit dem Landbau zusammenhängt, erkennt man keine Kaste an. In den Dorfgenossenschaften, Subaks und ähnlichen Vereinigungen hat jeder dieselben Pflichten und Rechte. Man sieht nicht selten ein Mitglied der höchsten oder Brahmanenkaste neben einem Kaula oder Kastenlosen sein Feld bearbeiten.

Ausschließlich der Brahmanenkaste gehören die Padanda's an, wörtlich Stabträger, die Priester oder Ordner und Vorsteher aller größeren Tempelfeste. Sie gelangen zu ihrer Würde durch ein langdauerndes Studium der heiligen Schriften und Gesetzbücher und durch ein an Selbstverleugnung reiches Leben. Der Guru oder Lehrer, der sie unterrichtet, verlangt vollkommenen Gehorsam von ihnen. Sie dürfen die Reinheit ihrer Seele durch keine böse Lust besudeln, nie zornig werden oder die Unwahrheit sprechen. Sie dürfen nur ein Weib haben oder verzichten, um die höchste Stufe der Heiligkeit zu erreichen, auf jedes Familienglück. Ihr Ansehen beim Volke ist groß und ihre einfache, bescheidene und stille Würde verdient dies vollauf.

Zusammen mit der Kaste der Brahmanen bildet die darauf folgende der Ksatria's und dann die der Wésja's die sog. Triwangsa oder den balischen Adel – etwa 1/20 des gesamten Volkes. Die meisten Fürsten gehören der dritten Kaste der Wésja's an. Die große Masse des Volkes ist kastenlos oder Kaula's.

Frauen von Kaste schänden diese, falls sie mit einem Manne von niederer oder ohne Kaste eine Ehe eingehen oder eine Liebschaft anknüpfen, und werden dafür mit dem Tode bestraft. Den Männern ist jedoch gestattet, Frauen aus niederer Kaste oder Kaula's zu wählen. Die Kinder erben stets die Kaste ihres Vaters. Sorgfältig geführte Geschlechtsregister sichern der Familie die Kaste; zweifelhafte Ansprüche finden vor einem Priesterrat ihre Erledigung.

Die Triwangsa-Mitglieder genießen noch Vorrechte in der Form einer milderen Bestrafung für gewisse Vergehen und sind von einer Zahl öffentlicher Dienstleistungen entbunden. Im allgemeinen scheint im Volke jedoch kein besonderer Ehrgeiz zu leben, um die Vorteile einer höheren Kaste bei einer späteren Wiedergeburt, an die man glaubt, zu erringen. Der Verstorbene inkarniert sich mit Vorliebe gewöhnlich wieder als Mitglied seiner alten Familie.

Ebensowenig wie unserer demokratischen Freiheit das Kastenwesen behagt, kann sich spießbürgerliche Engherzigkeit und Verdrossenheit mit dem Einflusse zufrieden geben, den man dem Hinduismus in der balischen Rechtspflege zuteilen darf. Die Fürsten und ihre Stellvertreter in den Distrikten oder Punggawa's waren ursprünglich, wie bereits erwähnt, nur die Schiedsrichter in Streitigkeiten der Dorfgenossenschaften, Subak's oder anderer derartiger Vereinigungen untereinander. Daneben wird ihr Urteil noch in Rechtshändeln privater Personen ersucht, welche die Dorfgemeinschaft trotz ehrlicher Bemühungen nicht erledigen konnte. Da die Urheber derartiger Rechtshändel mehr oder weniger als rechthaberische Querulanten anzusehen sind, so dient die Form des Prozeßverfahrens neben der Feststellung des Rechtes gleichzeitig und fast zuerst einer Behandlung ihrer ungeselligen Gemütsstimmung.

An einem festgesetzten Tage erscheinen die Parteien vor dem Rate der Kĕrta's. Das sind vom Fürsten angewiesene Padanda's, meist drei in Anzahl, die in der Balé pamlantjan oder dem Gerichtshofe, einem allerseits offenen Pavillon mit erhöhtem Fundament, Sitzung genommen haben. Kläger wie Angeklagte müssen mit ihren Pratéka's versehen sein; dazu gehören außer ihren Zeugen und in Schrift gebrachten Erklärungen einige Schalen mit Blumen, Gebäck, die Beigaben zum Sirihkauen, ein paar gefüllte Wasserkrüge und Bambusmatten zum Niedersitzen, alles an erster Stelle zum Gebrauche der Richter und anderer etwaig anwesender Autoritäten. Ist eine Partei

in irgend etwas ihrer Pratéka nachlässig gewesen, so hat sie ohne weiteres ihren Prozeß verloren. Wer sich über das gefällte Urteil erbost oder in abfälliger Weise darüber spricht, wird mit Geld gestraft. Dasselbe geschieht, falls jemand die Abschrift des Urteils zurückweist, nachdem es vom Fürsten unterzeichnet ist, womit die Möglichkeit zur Berufung aufgehoben ist. Den Parteien ist es verboten, den Richtern mit Zitaten aus den Gesetzesbüchern zu widersprechen. Wer bei der Sitzung nicht aufhören will zu reden, „sodaß ihm der Speichel aus dem Munde fließt", und wer es wagt, nach den Richtern zu weisen, bezahlt 4000 Kepeng's*) Strafe. „Wer seinen unbeholfenen Gegner mit Gesetzesparagraphen in die Enge treibt und wer laut spricht ohne Zustimmung der Richter, wird mit 2900 Kepeng's bestraft". „Falls die Parteien während der Verhandlung gegen einander ausfallend werden, oder sich über einander erbosen, bezahlen sie 2900 Kepeng's". „Falls jemand nach dem Fällen des Urteils anders spricht oder sich beträgt, anders aussieht, handelt, geht, sitzt oder seine Kleidung verändert, so wird er noch nachträglich von den Richtern in Strafe gestellt".

Wie sorgfältig man andrerseits nach Unbefangenheit und Gerechtigkeit im Urteil strebt, beweist die eigenartige Einrichtung des Batu tumpĕng. Mögen die als Richter fungierenden Padanda's auch höchst ernsthafte Männer sein, so vergißt man doch nicht, daß auch sie schließlich nur Menschen sind, die ihr seelisches Gleichgewicht verlieren können; sie könnten während der Leitung der Verhandlung oder der darauffolgenden Beratschlagung gegen oder für eine Partei eingenommen werden. Man sorgt darum noch für die Anwesenheit einer besonderen Person, die während der ganzen Sitzung vollkommen still bleibt. Er fragt niemanden noch spricht er mit jemandem. Während die Richter beraten und ihre Gesetzbücher nachschlagen, was ihnen oft viel Kopfzerbrechen verursacht, sitzt er unbeweglich dabei und hört und sieht zu. Es besteht daher keine Gefahr, daß die Ruhe seines Urteils durch das Widersprechen eines anderen gestört wird oder der Schwung seiner eigenen Rede sein Bewußtsein trübt. Der Spruch der Richter bedarf seiner Zustimmung; im anderen Falle muß auf's neue beraten werden. Er teilt ferner in der meist ruhevollsten und wohlwollendsten Weise das Urteil den Parteien mit, damit niemand sich gekränkt fühle.

Zur Bekräftigung ihrer Aussagen muß jede Partei zwei Zeugen mitbringen; handelt es sich um eine Frau, so genügt ein Zeuge. Der Partei, die nach dem Urteil der Richter im Recht ist, wird zuweilen der Reinigungseid auferlegt; in seltenen Fällen gestattet man dies beiden Parteien. Finden diese genügend und einwandfreie Eideshelfer und stehen sich so zwei Eide gegenüber, so erklärt man den Prozeß für unentschieden; „es wird keine Strafe auferlegt, alles ist im Traumzustand gesagt", heißt es. Die Zahl der Eideshelfer wird vom Rate der Kerta's bestimmt. Sie müssen erwachsen, verheiratet sein und Kinder haben, ohne Gebrechen und mit dem Schwörenden nicht verwandt sein. Denn nach balischem Glauben treffen die Folgen eines Meineids, der von keinem Menschen gestraft werden kann, auch die Eideshelfer und ihre Nachkommen bis ins dritte Geschlecht. So heißt es in der Eidesformel:

„Wo sie – d. h. die Falschschwörenden und ihre Helfer – auch immer sich befinden, möge sie alles Unheil treffen, das Feuer des Blitzes soll auf sie niederfallen. Wenn sie in den Wald dringen, sollen Schlingpflanzen sie verstricken, sollen sie verirren, hierhin und dorthin laufen und die Richtung nicht finden, sollen Tiger auf sie springen, sollen sie gegen Felsen stoßen, daß ihr Schädel zerbreche und ihr Gehirn heraustrete; auf der Wanderschaft in den vier Dörfern sollen sie zur Erde fallen, von einem niederstürzenden Baum gespalten werden. Auf dem Acker soll sie aus unbewölktem Himmel der Blitz treffen, mögen sie von giftigen Schlangen gebissen, durch

*) Balischer Pfennig, eine aus China stammende durchlöcherte Bronzemünze im Werte von etwa 0,15–0,2 holländischem Cent.

die Hauer des Kidangs und die Hörner der Büffel zerfleischt werden. Mögen sie im Flusse gegen spitze Steine stoßen, ihre Brust zerreißen, ihre Knochen brechen, ihr Blut aus den Adern spritzen, ihre Leichen nach tiefem Wasser treiben. Mögen Krokodile sie greifen, falls sie auf See sich befinden, möchte der Sumdang-Aal oder Pé-Fisch sie stechen, die giftige Seeschlange Lempé sie beißen, ein Seeungetüm sie verschlingen. In ihrem Hause sollen allerlei Krankheiten sie überfallen, sollen sie eines unnatürlichen Todes sterben, soll niemand ihnen beistehen, mögen sie während des Schlafes im Traume sterben, während sie stehen, während sie sitzen, beim Essen, beim Trinken. Weder sie noch ihre Kinder, Enkel und Urenkel werden als Menschen auf diese Erde zurückkommen. Sie werden als Maden, Schnecken, Blutegel, Erdwürmer, Schlangen wiedergeboren werden. So lautet der Fluch des Meineides. Ja! große Gottheiten Ari Tjandana und Anggasti, erhabene Götter im Osten, im Süden, im Westen, im Norden und in der Mitte, im Angesichte der dreizehn göttlichen Weltoffenbarungen sei es bezeugt, daß sie und ihre Kinder, Enkel und Urenkel keines Glückes mehr teilhaftig werden vom Tage des Eides ab, heute".

Als todeswürdige Verbrechen gelten Brandstiftung, Vergiftung oder Behexung seiner Mitmenschen, Amoklaufen, Verleumdung des Fürsten und die Entführung einer seiner Frauen. Der Vollzug der Todesstrafe geschieht mit dem Kris (die Europäer haben mit dem ersten Gefängnis auch den ersten Galgen auf Bali gebaut). Der Hergang dabei ist ungefähr folgender: Man führt den Verurteilten, bekleidet mit Kopftuch und Oberkleid aus weißem Kattun, geschmückt mit einigen Blumen hinter den Ohren, nach dem Begräbnis- und Verbrennungsplatz. In dessen unmittelbarer Nähe liegt der Totentempel oder Pura dalĕm. Vor diesem ersucht der Verurteilte, einen Augenblick stillzuhalten; er hockt mit gekreuzten Beinen demütig nieder, das Gesicht nach dem Tempel gerichtet, und spricht ein Gebet. Zwei Männer leiten ihn darauf mit seitwärts ausgestreckten Armen mitten auf den Begräbnisplatz, wo einer der Kantja's oder Anwälte des Rates der Kĕrta's vor ihn tritt und von einem Lontarpalmblatt das Urteil vorliest. Der Kantja faltet darauf das Blatt doppelt zusammen und steckt es dem Verurteilten hinten in den Gürtel. Sofort stellt sich auf etwa drei Schritte Abstand vor ihm der Henker hin, irgend ein vom Fürsten dazu ausersehener Balier, den Kris hinten im Gürtel bis über die Schulter ragend, und hält folgende Ansprache: Wenn ich dich jetzt töte, so geschieht dies nicht, weil ich dir grolle oder dich hasse, sondern um im Auftrage der befugten Macht das Urteil auszuführen, das dir soeben vorgelesen ist. Ich will dies jedoch nicht tun, bevor ich dich um die Erlaubnis dazu gefragt habe. Gib sie mir, denn ich tue eine gerechte Tat. „Rarisang!" (tue deine Pflicht!), heißt die bündige mit kräftiger Stimme gegebene Antwort. Der Henker tritt noch einige Schritte zurück, bringt langsam die Hand über seine Schulter, entblößt den Kris, tritt mit tanzartigen Bewegungen auf den Verurteilten zu und stößt ihm den Stahl von oberhalb des linken Schlüsselbeines tief in die Brust. Ohne Laut sinkt der Getroffene zur Erde, schnell verblutend.

Ein balischer Fürst.

Einer der allerletzten balischen Fürsten war krank. Die balischen Heilkünstler konnten ihm nicht helfen. Er rief den europäischen Arzt, der sich im Militär-Biwack gegenüber seiner Puri*) befand. Als seine Umgebung dies vernahm, war sie voll Besorgtheit und warnte den Fürsten: Du weißt, daß die Europäer dir nicht vertrauen, sie fürchten deinen Einfluß beim Volke, ihr Arzt wird dir Gift geben.

*) Puri = balischer Fürstenpalast.

Der Fürst ließ den Arzt mit seiner Medizin kommen. Er nötigte ihn, neben sein Lager sich nieder zu setzen und sah ihn einige Zeit an. Dann fragte er nach der Medizin und trank sie. Nachdem er sie getrunken hatte, erzählte er dem Arzt, daß man ihn besorgt gemacht hätte, er würde von ihm vergiftet werden; „aber", so sprach er, „ich habe in deinem Gesichte gelesen, du bist kein Mörder".

Kinder, Frauen und Hochzeit.

Die balischen Frauen sind schön, so schön wie eine Frau nur gedacht werden kann, eine physiologisch einfache, würdige Schönheit voll östlichen Adels und natürlicher Keuschheit (Abb. 150–163). Die Schultern sind von fast gleicher Breite wie die Hüften. Das Tragen jedweder Last auf dem Kopfe mit hochgestreckten Armen (Abb. 106–108) entwickelt den Schultergürtel und dessen Muskulatur, von der der stets kräftige große Brustmuskel sich als die günstigste Unterlage für die formvollendeten Brüste darbietet (Abb. 107, 108). Die Hüften sind auffallend schlank; die Beine ebenfalls und doch von fast männlicher Stärke, eine Folge des täglichen Schreitens durch steile Täler. Der Gang ist so prächtig, funktionell einfach, daß man darin alle Wahrheiten der statischen Gesetze aufs Köstlichste sich offenbaren sieht (Abb. 54).

Die Kleidung kann diese Schönheit nicht erhöhen; sie hat das Verdienst, sie auch nicht zu mindern. Ein rechteckiger Lappen meist dunkelblauen Kattuns reicht vom Nabel bis zu den Füßen, ein kürzerer, meist buntgeblümt, von gleicher Form, bildet das Unterkleid. Beide schlagen an entgegengesetzten Seiten übereinander und werden von einem gelben, grünen oder roten, mehrfach umgewickelten Streifen dickeren Tuches oder Seide als Gürtel festgehalten (Abb. 77). Der Oberkörper ist frei, das lange glatte schwarze Haar wird mit einem Handgriff seitlich oder auch mehr am Hinterkopf geknotet (Abb. 79). In den weitdurchbohrten Ohrläppchen trägt das junge Mädchen je ein zusammengerolltes Lontarpalmblatt, das man bei festlichen Gelegenheiten durch Goldschmuck ersetzt (Abb. 92, 96).

Auch läßt es als Zeichen, daß es noch unverheiratet ist, eine Locke aus dem Haarknoten lose herunterhängen. Ein schmaler weißer oder seltener schwarzer Schleier mit groben Maschen hängt von einer Schulter (Abb. 70, 89) und wird zum Bedecken des Busens gebraucht, wo dies nötig ist, z. B. aus Ehrfurcht beim Betreten eines Tempels oder fürstlichen Palastes oder dort, wo Europäer wohnen – hier aber nicht aus Ehrfurcht, sondern in derselben Scham, aus der einst Eva und Adam erkannten, daß sie nackt waren.

Furchtlos schreitet das Mädchen auf einsamem Wege, furchtlos bleibt die Frau im offenen Hause zurück, wenn die Männer im Urwald oder auf den Reisfeldern arbeiten.

Mit sicherem Schritt sieht man Frauen und Mädchen durch steile Schluchten klimmen, mit ihren oft schweren Lasten auf dem Kopfe, Bambus- oder Lianenbrücken überschreiten, reißende Bäche überqueren (Abb. 17).

Ohne Scheu wird das Kleid dabei bis über die Kniee emporgehoben, ohne Furcht an einer Quelle am Wege Halt gemacht und gebadet. Männer, die vorbeikommen, baden in unmittelbarer Nähe oder warten, ohne daß man einander stört oder einander beachtet.

Man badet mindestens zweimal täglich an zahllosen herrlichen Badeplätzen (Abb. 134–167); man unterläßt dabei nicht, jeden Muskel und jedes Gelenk zu massieren, die Haut mit feinem Bimsstein abzureiben (Abb. 143), darnach mit ätherischen Ölen und mit feinem Reispuder zu behandeln. Die Nägel an Fingern und Zehen besorgt man besonders, zuweilen färbt man sie mit Pflanzensäften rot.

In Menschen und Dingen weilt überall derselbe göttliche Seelen- und Lebensstoff, in allem, was lebt, nur weniger und zarter hier, kräftiger und konzentrierter dort. Dieser Seelenstoff ist so ätherisch fein und empfindungsvoll, daß man sich ja hüten muß, ihn zu erschrecken, zu beleidigen oder zu stören. Er entflieht dann und läßt die körperliche Hülle tot zurück. Mit einem Kinde muß man, da seine Verbindung mit dem Körper besonders zart ist, besonders rücksichtsvoll sein. Es darf nie gestraft werden, in seiner Nähe darf kein hartes Wort fallen, nichts Unziemendes geschehen. Hat einmal eine Mutter – ein anderer wird das nie tun – ihrem Sprößling einen leichten Klapps gegeben, so eilt die ganze Familie voll Bestürzung in den Haustempel, und reiche Opfergaben und einige Gebete versuchen die beleidigte Seele des Kindes zu versöhnen und zum Bleiben auf dieser Erde zu bewegen.

Nirgends auf der Welt sieht man Kinder so sanft, so lernbegierig, so voll Vertrauen. Wo ist das Land, wo ohne Schulen fast jeder lesen und schreiben kann, wo Knaben Ornamente in den Sand oder auf die Mauern zeichnen, um die sie mancher, der sich bei uns ein Künstler nennt, beneiden würde, wo kleine Mädchen aus Lontarblättern und Blumen den Schmuck flechten, mit gleicher Anmut ihre kleinen Opfergaben nach den Tempeln zu tragen wissen und ebenso fromm hier beten können wie ihre wunderbaren Mütter! (Abb. Bd. II.) Zu mir kamen Kinder von 5, 6 Jahren ohne Begleitung, von ihren Eltern wegen irgend eines Leidens geschickt, und immer wieder bewunderte ich ihr grenzenloses Vertrauen und ihr tapferes Betragen. Mit den balischen Kindern vor Augen mußte ich oft voll Bitterkeit an unsere eigene, unter der Devise: *Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται**) verblutete Jugend denken und es dem lieben Gott mal wieder verübeln, nicht als Balier auf diese Welt gekommen zu sein.

Ferner darf der Mensch auf Bali nicht zu heftig nach etwas verlangen, sonst folgt seine Seele seinen Gedanken und er selbst bleibt unbeseelt zurück. Wenn jemand unzufrieden ist, fühlt sich seine Seele ebenfalls nicht wohl und flieht hinweg. Dies versucht sie auch, wenn der Körper unter Mangel und anderen schlechten Lebensbedingungen leidet. Aus einem kranken oder altersschwachen Körper entweht die Seele langsam, von einem toten hat sie sich vollständig getrennt, von einem schlafenden für die Zeit des Schlafes.

Mit Tieren und Pflanzen spricht der Balier wie mit Menschen (Abb. 57), und wenn sie nicht auf seine Gedanken eingehen, so entschuldigt er sie, daß ihr Seelenstoff augenblicklich zu wenig konzentriert anwesend ist. Ein Jüngling, der die Zuckerpalme erklimmt, um ihren Saft zu zapfen, umarmt den Stamm zuvor als seine Braut und redet so zu ihr; wenn der Saft in seinen Bambusköcher strömt, spricht er wie zu einer Mutter, aus deren von Nahrung überfließenden Brüsten er sich als Kind nährt.

Die Frau auf Bali kann in manchen Dorfgenossenschaften selbst Mitglied sein mit allen Rechten eines Mannes. Sie kann eine hochgeachtete Priesterin oder Ärztin sein; sie bildet ihre eigenen Vereinigungen. Ein unverheirateter Mann ist auf Bali ein Wesen ohne jedes gesellschaftliche Recht. Der ganze Handel, auch der mit den schlauen Chinesen und betrügerischen Arabern, ist in Frauenhand, ebenso der größte Teil des Geldwesens.

Die balische Frau zeigt ohne Leichtsinn, ohne Heimlichkeiten in ihrem freien unschuldigen Blick den edlen Stolz auf das Recht ihrer Natur. Wie im ganzen Tierreiche ist hier die Koketterie, soweit sie überhaupt vorhanden ist, eine Eigenschaft des männlichen Geschlechtes (Abb. 73, 78). Der Mann trägt auf Bali Blumen im Haar (Abb. 101), sein Sarong ist voll bunter Farben (Abb. 94), er sorgt eitel besonders für sein langes gelocktes Haar (Abb. 69, 80) oder die Adligen für ihre langen Nägel an der linken

*) Der nicht geschundene Mensch gedeiht nicht.

Hand. Er trägt mehr Zierat, flaniert auf dem Wege, um sich zu zeigen und Gefallen zu erwecken. Er wagt es nicht, nach einer vorbeigehenden Frau zu sehen, er darf den Duft eines vorbeischreitenden Mädchens nicht einatmen, er darf erst nach zwei Stunden dort sich niedersetzen, wo eine Frau geruht hat.

Nur eine reine Frau darf ihren Oberkörper entblößt tragen. Es ist das Zeichen einer Prostituierten, wenn sie eine Jacke trägt.

Ohne Zweifel wählt auf Bali das Weib den Mann. Es ist sicherlich physiologisch richtig, wenn der Frau mit ihrem feineren Instinkte für das Wohlergehen der Nachkommenschaft die aktive Auslese gelassen ist.

Die Form der Eheschließung auf Bali scheint dem zu widersprechen, jedoch nur äußerlich. Stets erscheinen in der Öffentlichkeit beide Geschlechter streng voneinander geschieden. Beim Spiel und Tanz oder Theater sind die Mitwirkenden nur Männer oder nur Frauen, die Zuschauer zwei Gruppen, hier die weiblichen, dort die männlichen. Die Mädchen halten sich von klein auf zu den Müttern, die Knaben zu den Vätern. Die einzige große Gelegenheit, bei der alles aus dem Dorfe in froher Festesstimmung gemeinsam an die leichte und zierliche Arbeit geht, ist das Schneiden des reifen Reises. Aber zuvor hat sich in der weichen Schwüle eines nächtlichen Tempelfestes, in der Dämmerung eines einsamen Morgens, wo das Mädchen den ersten Strahl aus dem Brunnen auffangen will und der Jüngling vor dem Haustore die Sonne erwartet, die erste Gelegenheit zu einem verstehenden Blick oder ermutigenden Wort gefunden.

Bei der festlichen Ernte finden die Liebenden dann reichlich Gelegenheit, miteinander zu sprechen und einen Tag oder meist eine Nacht für die Entführung, wodurch eine Ehe für geschlossen gilt, festzusetzen. Jedes zieht heimlich seine Eltern ins Vertrauen und erbittet ihre Hilfe. Heimlich erfährt auch das ganze Dorf, in dem das Mädchen wohnt, die Stunde der Entführung. Daher ertönen die Schläge der Dorfglocke, die alle Einwohner verpflichtet, den Flüchtenden nachzusetzen, um die Entführte den Eltern zurückzubringen und den verwegenen Mädchenräuber zu töten, erst einige Zeit nachdem der Entführer mit der Braut auf seinem Pferde davon galoppiert ist.

Einige Wochen darnach findet ein Hochzeitsmahl statt und Tempelfestlichkeiten, deren Kosten der Bräutigam bestreitet.

Findet die Entführung gegen den Willen oder ohne Wissen der Eltern statt, so helfen sich die Verliebten auf andere Weise. Der Jüngling wählt einen Vertrauten, der dem Mädchen die Stunde und Art der Entführung mitteilt. Nach geglückter Tat sendet er zwei oder vier Vermittler zu den Eltern der Braut, um sie über das Los ihrer Tochter zu beruhigen und ihnen den Namen ihres Schwiegersohnes mitzuteilen. Die Eltern übermitteln die Botschaft dem Dorfältesten, der sie allgemein im Dorfe bekannt macht. Solange diese Mitteilung an die Eltern des Mädchens nicht stattgefunden hat, dürfen ihre Verwandten sie zurückrauben, falls sie das junge Paar auf dem großen Wege oder außerhalb des Hofes des Bräutigams oder seiner Angehörigen, wo es sicher geborgen ist, antreffen. Haben die Eltern wider Erwarten nichts gegen die Heirat, so überbringt einer der Vermittler dem jungen Paare die Einladung, noch an demselben Abend oder drei Tage später im Elternhause zu erscheinen, um Verzeihung zu erbitten. Oft läßt die Einwilligung der Eltern auf sich warten. Dann muß das Paar so lange in der Wohnung der Verwandten des Bräutigams sich verborgen halten. Freunde und Bekannte kommen es besuchen, bringen Reis, Früchte und Süßigkeiten und sorgen so für Unterhalt und Trost. Zuweilen weigern die Eltern ihre Zustimmung. Dann kann nur eine Sühnegabe ihren Zorn besänftigen. Ist der Bräutigam zu arm, um die erforderliche Summe bezahlen zu können, so kann er sie durch Dienen als Knecht bei seinem Schwiegervater einlösen.

Markt in Bangli.

Schon vor Sonnenaufgang erfüllt ein merkwürdiges Leben das kleine Gebirgsdorf. In Bangli, dem Hauptdorfe des gleichnamigen Reiches in Südbali, ist heute Markttag (Abb. 102–130). Auf dem Dorfplatze sah ich überall Gruppen von Mädchen und Frauen zum Vorschein kommen, alle mit schweren Lasten auf dem Kopfe, mit Körben voll Früchten und Gemüse. Hinter jeder Gruppe schlossen sich einige Männer an. Nachdem alle im Haustempel geopfert und gebetet hatten, um eine gute Heimkehr zu erflehen, brach man in der Richtung nach Bangli auf.

Es war noch dunkel. Darum hatten einige Männer getrocknete Bananenstämme angezündet und schwangen diese in großen Kreisen. Dieser und jener sang noch dabei, eine kurze, ergreifende Melodie, ein echtes „De profundis". Vielleicht schweiften noch Butas im Dunkel herum, vor denen man sich schützen mußte. Diese Fackeln und der Sang sind nicht nur seltsam schön, sondern auch praktisch. Die harzige Flamme des Bananenstammes wehrt die Stiche der Mücken, die die Malaria bringen, ab und ihr heller Schein und lautes Knistern verjagt das Gewürm, das am Wege sich verbirgt, oder vertreibt sogar den blutdürstigen Tiger, der im Gebüsch lauert; und der Gesang hält die schwarzen Gedanken fern, die im Dunkel der Nacht Besitz vom Menschenherzen ergreifen wollen.

Das ganze Dorf schien heute nach Bangli auszuwandern. Stets wieder neue Gruppen kamen zum Vorschein und tauchten im Dunkel des großen Weges unter. Die Männer trugen an starkem Bambus festgebundene fette Schweine, andere wieder große Körbe mit Fechthähnen, aber die meisten von ihnen trugen nur die umfängliche, geflochtene Sirihtasche, einen langen Kris, und die jüngeren noch eine dunkelrote Schuhblume*) hinter dem Ohr oder eine große gelbschwarze Orchidee. Nur die Alten und die jüngsten Kinder blieben zu Hause. Für mich war es auch Zeit geworden, mich auf den Weg zu begeben. Der Abschied aus dem Dörfchen fiel mir schwer. Nichts menschlich Innigeres sieht man, als wenn in aller Stille hier auf den schattigen balischen Höfen und Wegen das absterbende mit dem aufblühenden Leben sich spielend die Hände reicht; alles Hausgetier erfreut sich dabei und spielt mit.

Neben dem mächtigen Gunung Agung begann die Sonne emporzusteigen. Die Gruppe, mit der ich lief, machte an einem offenen Häuschen Halt, einem Imbißzelte, aus dem uns die frische Jugend eines jungen Mädchens entgegenlachte.

Die Männer tranken ein Schälchen Kaffee und steckten darnach eine winzige Zigarette an, die Frauen begannen an einem Stück Zuckerrohr zu beißen, die älteren wickelten sich einen Sirihpriem. Große leuchtende Tautropfen hingen an Blättern und Halmen. Sinnend sahen die Menschen in den kommenden Tag. Hier in diesen Tautropfen spiegelte sich alle Lichtheit des jungen Morgens und auch, noch dunkel, die Schatten der Nacht. Eine Welt spiegelte sich darin wie in den glänzenden Augen der Menschen auf dieser glücklichen Insel. Kein Wunder, daß die balischen Seelen diese Tautropfen benutzen, um aus dem Jenseits wieder auf ihre geliebte Insel hinabzusteigen, um sich hier in dem Körper eines gerade Neugeborenen zu inkarnieren.

Nach einer scharfen Biegung des Weges schimmerte uns in der Ferne der Ozean entgegen und vor uns ausgestreckt lag fast ganz Südbali. Auf dem sanft sich neigenden Wege hatten wir bereits zwei Stunden nach Sonnenaufgang Bangli erreicht.

Auf dem breiten Hauptweg von Bangli lachten und winkten unter den hochragenden Palmen die bereits vor den Hauspforten spielenden Kinder, und aus den bei aller Einfachheit wieder so

*) Der malaiische Name dafür ist Kembang spatu.

monumentalen Pforten traten Frauen mit großem Schritt, gefüllte und leere Körbe auf dem Kopfe tragend, um zu verkaufen und zu kaufen.

Schnell hatten wir den weiten Marktplatz erreicht. Er war damals noch ungeschändet von europäischer Zivilisation und Hygiene. Kokospalmen und zierliche Pinangs wuchsen dort, und wo diese nicht genügend Schatten gaben, hatten die Frauen Matten gespannt oder gebrauchten große aus Blättern geflochtene Schirme. Jeder Handelsartikel hatte seinen festen Platz. Ganz vorn hatten sich die Verkäuferinnen von zubereiteten Speisen niedergelassen. Für einige Kepengs genoß man ein reiches Mahl: Auf einem soeben gepflückten Bananenblatt lag eine Portion von trocken gekochtem Reis, umkränzt von einer großen Anzahl vielfarbiger Zuspeisen, Fleisch, Fisch und Gemüse, ein wahres Hors d'œuvre. Ein unmittelbar in der Nähe hängendes, noch heißes, knusperig geröstetes Spanferkel war schnell verschwunden und wurde durch ein anderes ersetzt. Darnach trank man einen Schluck Palmwein, aus schön verzierten Bambusköchern oder chinesischen Gendis, und zwar auf sehr hygienische Weise. Diese Köcher und Gendis sind nämlich außerordentlich praktisch verschlossen. Ein Stöpsel, in Gestalt eines Vogels oder eines anderen Tieres, zeigt an seiner Unterkante, d. h. dem Schnabel z. B., eine schmale Rinne, woraus man aus einiger Höhe das Getränk in den Mund fließen läßt, sodaß das Trinkgefäß nie mit den Lippen des Trinkenden in Berührung kommt. So kann eine ganze Marktbevölkerung aus einem Gendi trinken ohne Gefahr einer Ansteckung.

Wünscht man nach diesem balischen Mahle noch einen Nachtisch, so findet man einige Schritte weiter schnell eine reiche Auswahl süßen Gebäckes und sogleich daneben die herrlichsten Früchte.

Daran schließen sich die Gemüsehändlerinnen an; noch etwas weiter riecht es scharf, wo man getrocknete kleine Salzfische anbietet.

Der Geflügel- und Ferkelmarkt bildet einen besonderen Teil. Die Verkäuferinnen von Sarongs, Farben und irdernen Küchengerätschaften haben sich mit einem kleinen Winkel zufrieden gegeben.

Um elf Uhr am Vormittag hat das Leben auf dem Markte seinen Höhepunkt erreicht. Hunderte Frauen und Mädchen sitzen hinter ihren reichen und farbenprächtigen Auslagen auf niedrigen dreifüßigen hölzernen Schemeln, hunderte andere sieht man mit großen Körben auf den Köpfen geräuschlos sich zwischen all diesen Gruppen fortbewegen. Das ganze Leben bewegt sich in einem Rhythmus und einer heiteren Ruhe, wie sie nur die Kultur dieses Ostens hervorbringen kann. Hier spürt man nichts von dem widerlichen Lärm, der westasiatische und europäische Handelsvölker oft kennzeichnet. Unbehindert scheint jedes seinen Weg hier zu finden. Kein Gedränge oder Gewühl. Gekauft und verkauft wird unter wenigen Worten. Man hört kein Bieten und Feilschen. Scheint der Käuferin der Preis zu hoch, so geht sie weiter. Ist man handelseinig, so sieht man Geld und Ware mit einer Bewegung ausgetauscht. Kein Aussuchen oder Untersuchen dessen, was man kauft. Man weiß von einander, daß man nicht betrogen wird.

Welch einen Reichtum an Kompositionen schenkt das rhythmisch wogende Leben unter den mächtig sich breitenden Palmkronen vor dem tiefen Hintergrund der abgrenzenden Dorfmauern oder dem labyrintischen Wurzelgeflecht und den Arkaden der Luftwurzeln und Äste einer Waringin! (Abb. 12.) Mit welch einer Farbenwärme schmiegt sich das Licht auf den saftigen Tönen des verschiedenen Grüns, den braunschwarzen Stämmen, dem hellen Ocker der Menschen und ihrer stets harmonisierenden bunten Kleidung! Jede Auslage mit ihren sorgsam geordneten Waren bildet für sich selbst ein meisterliches Farbenstillleben.

Aber dies alles wird man kaum gewahr. Welch ein Geist hat diese Körper gebaut und leitet ihre vollendeten Bewegungen? Fürwahr, sie scheinen aus Basalt gehauen. Nichts ist grob, plump oder ungeschickt; jedes Glied, jede Haltung, jede Bewegung ist Adel und Anmut. Über der Fülle weiblicher Form liegt der Schleier reinster Keuschheit. Eine samtne Haut, durch die die grazile Kraft des Skelettes hindurchschimmert, umhüllt das Spiel funktionell untadliger Muskeln.

Gruppen bilden sich beim Kaufen, an einem Imbißtäfelchen, oder dort, wo man einander hilft, eine Last auf den Kopf zu setzen, in unübertrefflicher, natürlichster Schönheit.

Unempfindlich für die Hitze des Mittags, vergessen aller Müdigkeit, sieht man, gegen einen Baumstamm gelehnt und sich halb verbergend, aus Furcht, die Harmonie zu stören, voll Bewunderung nach dem stets wechselnden und stets gleich schön bleibenden Bild.

Allein und abseits sitzt ein balischer Landmann, hinter sich im Korbe seinen Fechthahn, der heute seinen ersten Probekampf bestehen muß (Abb. Bd. II.).

Ein Hahnengefechthaus hat etwas von einem Tempel. Bei näherem Studium fand ich es daher nicht verwunderlich, daß die von den pharisäerhaften Europäern als grausam geschmähten und verbotenen Hahnengefechte, für welche diese Gebäude an erster Stelle bestimmt sind, nicht allein diese Abneigung nicht verdienen, sondern sogar mit einigem Recht zum Gottesdienst gehören dürfen.

Sie sind Opfer an Dämonen. Dämonen schweifen überall auf Bali umher und trachten, den Menschen Böses zuzufügen, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit ihre Opfer erhalten. In unseren religiösen Zeiten kannte man diese Dämonen ebenfalls gut, nur versetzte man sie als stetige Bewohner in die menschliche Seele, wo man sich stets fürchtete, sie aus ihrem Schlafzustande wach zu rufen. Der religiöse Mensch kennzeichnet sich eben dadurch, daß er besser weiß, wie es in seiner Seele aussieht.

Man opfert bei einem balischen Hahnengefecht einen Dämonen, der die ewige Fechtlust und dumme Arroganz des Hahnes zum Symbol hat. Der zweite, sein Bruder und Freund, hat als Symbol den silbernen Taler; dessen Wesen ist die schnöde Gewinnsucht, die eigenes und fremdes Glück gefühllos opfert. In moderner europäischer Sprache wären es also die Dämonen des Militarismus und des Kapitalismus in ihrer mordenden Form.

Die Hahnengefechte beginnen jetzt als unsittlich zu gelten, und die Balier sind darüber betrübt. Wenn den Dämonen nicht mehr regelmäßig diese kleinen Opfer gebracht werden dürfen – so denken alte Weise unter ihnen – so werden jene uns einmal plötzlich großes Unheil verursachen.

Warum führt man diese Hahnengefechte nicht in Europa ein, um zukünftige Kriege zu verhindern? Es würde nur Hahnenleben kosten.

Einmal sah ich auf dem Wege, der an meinem Hospital vorbeiführte, jeden Tag zu bestimmter Stunde am Morgen und Nachmittag einen besonders großen alten Hahn langsam und würdig vorbeistolzieren. Er hatte nur noch ein Auge und einen winzigen Rest seines Kammes, auch zeigte ein Flügel Reste einer alten Lähmung. Alles Hühnervolk machte ehrerbietig vor ihm Platz. Ich frug nach der Lebensgeschichte dieses Hahnes und erfuhr, daß er zehn Jahre lang stets siegreich für seinen Herrn gefochten hätte und nunmehr wohlverdient seine Pension genösse, gerade wie ein alter tapferer General. In vieler Beziehung hatte er es vielleicht besser. Ich sah noch, wie er mit großer Hingabe zweimal am Tage gebadet wurde, wie man für ihn die besten Maiskörner aussuchte und ihn darnach zum Spaziergang wegschickte, um ihn vor dem Zipperlein zu behüten.

Ich kehre zum Markt zurück. Eine alte Frau, die unter ihrem Sonnenschirm Tabak und die Bestandteile für einen Sirihpriem ordnet, fängt meinen Blick auf. Ihr dünnes graues Haar, ihre

verschrumpelte Haut und ihre vertrockneten Brüste nehmen ihr nichts von ihrer Schönheit, ihrer östlichen Vornehmheit und ihrer weiblichen Anmut. Eine unbeschreibliche Güte spiegelt sich in den feinen Zügen des runzeligen Gesichtes. Mit stiller natürlicher Höflichkeit reicht sie Jedem ihre winzige Ware. Sie erkennt mich. Ich habe einmal mit etwas Aspirin ihr Kopfweh gemindert. Ich muß eine Handvoll ihrer besten Zigaretten annehmen, so herzlich angeboten, daß ich gerne annehme. Aus dem Herzen entsprießt hier jede Höflichkeit, sie wird nicht eingegeben von persönlichem Vorteil. Höflichkeit ist Nächstenliebe auf Bali, Achtung vor der Seele des Mitmenschen. Diese Achtung erschafft das Vertrauen in das primäre Gutsein des Menschen. Die bösen Geister schweifen auf Bali draußen herum; um ein guter Mensch zu bleiben, hat man nur nötig, sie aus seiner Umgebung fern zu halten.

Es war noch früh am Nachmittag, als ich aus dem Biwak, wo meine ärztlichen Pflichten mich einige Zeit festgehalten hatten, nach dem Markt zurückkehrte und sah, wie man sich bereits anschickte, heimzukehren. Man hastete sich, um noch vor Nachtanbruch zu Hause zu sein. Nicht allein die Furcht vor dem Dunkel, sondern auch Verlangen nach ihrem Dorfe trieb die Menschen hinweg.

Niemand hängt stärker an seinem Geburtsplatze wie der Balier. Alle Dewa's, d. s. gute Geister, die sich eine menschliche Seele zum zeitweiligen Aufenthaltsorte wählen und mit deren Hilfe allein der Mensch zu guter und fruchtbringender Tat imstande ist, können diese Seele nur dort wiederfinden, wo sie als Tautropfen vom Himmel herab gestiegen ist.

Einmal von einem Spaziergange heimkehrend, traf ich in dem ungefähr 15 Kilometer südlicher gelegenen Gjanjar einige Leute aus Bangli trübsinnig am Wege sitzen. Sie waren hierher für 8 Tage verbannt, als Strafe dafür, daß sie vergessen hatten, am neuen Regierungswege zu arbeiten. „Ausland-Elend" heißt es wohl bei uns.

Heiter aber zogen Männer und Frauen vom Markte heimwärts in ihre Dörfer.

Behandlung von Kriegsgefangenen bei den Baliern.

Im Jahre 1894 mißglückte eine von Batavia aus unternommene militärische Expedition gegen die Insel Lombok, die in ihrem westlichen Teil von Baliern bewohnt ist. Der Rest einer Kompanie mit einigen europäischen Offizieren wurde nach tapferer Gegenwehr von den Baliern gefangen genommen. Aus ihrem letzten Bollwerk, einem zur Festung umgeschaffenen Tempelhof, wo man ihnen die Waffen abnimmt, führt man die Gefangenen nach dem Palaste des Fürsten, eine halbe Stunde Wegs. Neugierig schauen die bewaffneten Balier, die die Straße füllen, auf die Vorbeischreitenden; kein kränkendes Wort wird gehört, keine Hand beleidigend aufgehoben. Schweigend sieht man ihnen nach, nur ein Wort des Mitleids für die Verwundeten spricht man zu einander.

Auf dem großen Marktplatz vor dem Palaste angelangt, müssen die Gefangenen warten, bis der Fürst erscheint. Auf dessen Befehl erhalten sie Erfrischungen, die Offiziere ausgesuchte Früchte, die Soldaten weißen Reis und kühles Wasser. Nach sechs Tagen sendet man die Unglücklichen an die Küste zu ihren Landsleuten, wo Schiffe ihrer warten, um sie nach Java zurückzubringen. ~

Im Jahre 1906 marschierten europäische Truppen gegen das kleine Reich Tabanan auf Südbali. Von der Hoffnungslosigkeit eines Widerstandes überzeugt und in dem Wunsche, unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, geht der Fürst dieses Reiches mit geringem Gefolge den Truppen entgegen und versucht mit dem Kommandeur zu unterhandeln. Als dieses mißglückt, will er nach seinem Palaste zurückkehren. Da nimmt man ihn gefangen und führt ihn nach Den Pasar, 2 Stunden südlich,

wo der Regierungskommissarius, der viele Jahre auf Bali Gastfreundschaft genossen hatte, über sein Los entscheiden soll. Hier angekommen, bittet der Fürst um die Gnade, auf Bali weiterleben zu dürfen. Der Kommissarius beschließt, ihn nach Lombok zu verbannen, und sperrt ihn zusammen mit seinem noch kindlichen Sohne in einen engen, von hohen Mauern umgebenen Raum, um den starke Wachen gestellt werden. Essen und Trinken vergißt man den Gefangenen zu geben, ebenso ein Licht für die Nacht. Den scharfen Kris hat man ihnen abgenommen. Am andern Morgen findet man den alten Fürsten verblutet aus einer zerfetzten Wunde am Hals, die er sich mit einem stumpfen Stückchen Eisen, als Sirihstampfer vorher gebraucht, beigebracht hat. Sein Sohn hat sich mit Opium vergiftet, das man vergessen hatte, dem Fürsten abzunehmen, und liegt neben ihm.

Im Jahre 1916 befand ich mich in einem Kriegsgefangenenlager in einer Hauptstadt Europas. In unmittelbarer Nähe brachten Vorortzüge die Schulkinder an freien Tagen nach ihren Spielplätzen draußen. Bei dem erwarteten Anblick der Gefangenen drängten sich die haßverzerrten Gesichter, auch die kleinsten, an die Fenster und unter Leitung ihrer meist weiblichen Lehrer lallten sie Schimpfworte und Drohungen gegen die Unglücklichen, die in Wahnsinn und Hunger sich fortschleppten.

Der Untergang der letzten Fürsten.

Bali war ein reiches, glückliches Land.

Im Mai 1904 strandet an der Südküste der Insel ein kleines Segelschiff, das einem Chinesen aus Borneo gehört, und zerschellt in der Brandung. Von der Ladung wird einiges an's Land gespült und von den Strandbewohnern aufgelesen. Der Chinese ~ man nennt sein Volk hier im Archipel die Juden des Ostens ~ klagt bitter über den Verlust von all seinem Hab und Gut, worunter sich auch eine Kiste mit 2000 Silberdollar befunden haben soll. Die Balier schwören, kein Geld am Strande gefunden zu haben. Man verlangt Genugtuung von dem Fürsten, in dessen Reich der „Strandraub" stattgefunden hat. Dieser weigert sich und ersucht um Verhandlung und Entscheidung vor dem Gerichtshof der Kerta's. Man blockiert seine Küste und erklärt ihm und den anderen Fürsten, mit ihm im Bunde, den Krieg.

Von Surabaja, dem größten Handelsplatze Javas, schiffen sich im Herbst 1906 einige tausend Mann europäischer Truppen unter großer Begeisterung des Publikums zum Kreuzzuge gegen Bali ein.

Kriegsschiffe sind ihnen voraus und schleudern von hoher See aus schwere Granaten in die unter den Palmen verborgenen dichtbevölkerten Dörfer. Nach den Regeln der Kriegskunst landet man und rückt inseleinwärts.

Einige vergebliche Lanzengefechte belehren die Balier von der Nutzlosigkeit eines Widerstandes gegen moderne europäische Bewaffnung, und sie begeben sich auf ihre Reisfelder, um die unterbrochene Arbeit fortzusetzen. Den Truppen wird willig alles gegeben, was sie verlangen.

Die Fürsten mit ihrer Familie aber, ihren Dienern und allen, die von ihnen Besoldungen, Gehälter oder Unterhalt beziehen, sind entschlossen zu sterben und bereiten sich seit Tagen in Gebeten auf den Puputan, d. h. das Ende, vor.[+)]

[+)] Der Puputan der hindujavanischen Balifürsten gleicht sehr einer Sitte, die vor der Ankunft der Portugiesen in Malabar herrschte. Hier stellte man sich gegen Bezahlung einer Abgabe unter den Schutz eines vornehmen und mächtigen Mannes der Nairkaste, der alle Bürgschaft für das Wohl und Wehe seiner Schützlinge auf sich nahm. Falls diese von irgend jemand belästigt oder beschimpft wurden, schwur der betreffende Nair, mit seinem ganzen Geschlechte sich dem Tode zu weihen, um den Schimpf zu rächen, dem Beleidiger aber Schande und Unglück in der Zukunft heraufzubeschwören. Die Leute, die sich und andere unter Beachtung eines mystischen Zeremoniells dem Tode weihten, wurden „amoncos" genannt. (Siehe Conto, Diogo De, Da Asia, Dec. IV Lib 7. c. 14 (S. 211). Einzelheiten über die letzten balischen Puputans und Ausführliches über die Geschichte Balis seit Erscheinen der Europäer findet man in der holländischen Literatur, von der die wichtigsten Werke am Schlusse von Bali II genannt sind.

Die Truppen nähern sich auf dem breiten, von Mauern rechts und links geschlossenen Wege.

Vom Palaste des Fürsten aus sieht man sie anrücken. Einige alte Frauen und die Kranken, die nicht gehen können, sind mit dem Dolche erstochen. Aus dem Palast schießen Flammen. Heraus tritt ein seltsamer Zug.

Männer in glänzenden Gewändern, rot und schwarz, mit langwallendem Haar, unbedeckt, in dem Gürtel lange goldene juwelenfunkelnde Kris'. In ihrer Mitte festlich geschmückte Frauen, Blumen im Haar, neben ihnen Hunderte von Kindern. Alle tragen den weißen Mantel der dem Tode sich Weihenden. Als letzter erscheint der Fürst, auf einem goldenen Stuhl, der von vier Männern getragen wird.

Lautlos und langsam bewegt sich der Zug den Truppen entgegen.

Etwa 100 Schritt vor ihnen hält er plötzlich an, der Fürst steigt aus seinem Tragstuhl, den die Träger vorsichtig niedergesetzt haben. Ein Schuß aus einem alten Bronzerohr, das explodiert und den Kanonier in Stücke reißt, gibt das Zeichen, und mit erhobenen Lanzen und gezückten Kris' stürzt alles in das Schnellfeuer der Repetiergewehre. Die Artillerie feuert ihre Schrapnells in den dichten Menschenhaufen. Die Leichen stapeln sich auf und hindern neue Scharen, die aus dem Palaste treten. Voll Grauen schweigt das Feuer der Truppen. Da sieht man einen Mann im Priestergewand mit eisiger Sicherheit den hochgeschwungenen Kris in die Brust von Männern und Frauen stoßen, die sich um ihn drängen. Er wird niedergeschossen, ein anderer übernimmt sein Amt. Verwundete erstechen sich selbst oder erweisen Sterbenden diesen Dienst, die, von Granaten zerrissen, es nicht mehr selbst können. Neue Massen kommen näher, singend, stürzen vor und fallen.

Die Soldaten zögern weiter zu schießen. Da werfen ihnen Frauen einen Regen von Goldstücken entgegen: „Hier habt ihr das Gold, wofür ihr kamt." Sie weisen auf ihre Brust, um dorthin getroffen zu werden.

Der Weg zum brennenden Palaste des Fürsten ist frei. Tote und Röchelnde machen ihn unbequem. Man hört ein leises Wimmern: ein Säugling, der mit zerschmetterten Ärmchen neben seiner sterbenden Mutter liegt, die sich nicht entwaffnen läßt. Dort saugt ein Kind an der Brust einer Frau mit gespaltenem Schädel. Ein Knabe von 12 Jahren mit zerrissener Brust stößt den Trunk Wasser weg, den ein Soldat ihm reicht, und bittet um den Gnadenstoß.

Der europäische Regierungsbeamte, der oft der Gast des Fürsten gewesen ist, sucht hastig und erkennt schnell in dem Berg von Leichen die des Fürsten.

Ein christlicher Priester, der für das Seelenheil der Truppen sorgt, wendet voll Abscheu über den heidnischen Wahnsinn seine Blicke hinweg und flieht von dem Orte dieses Sterbens.

Ein Atjeher+), wegen Mord gestraft und als Zwangsarbeiter und Träger bei der Truppe, ruft verächtlich: „Wir wären anders gestorben".

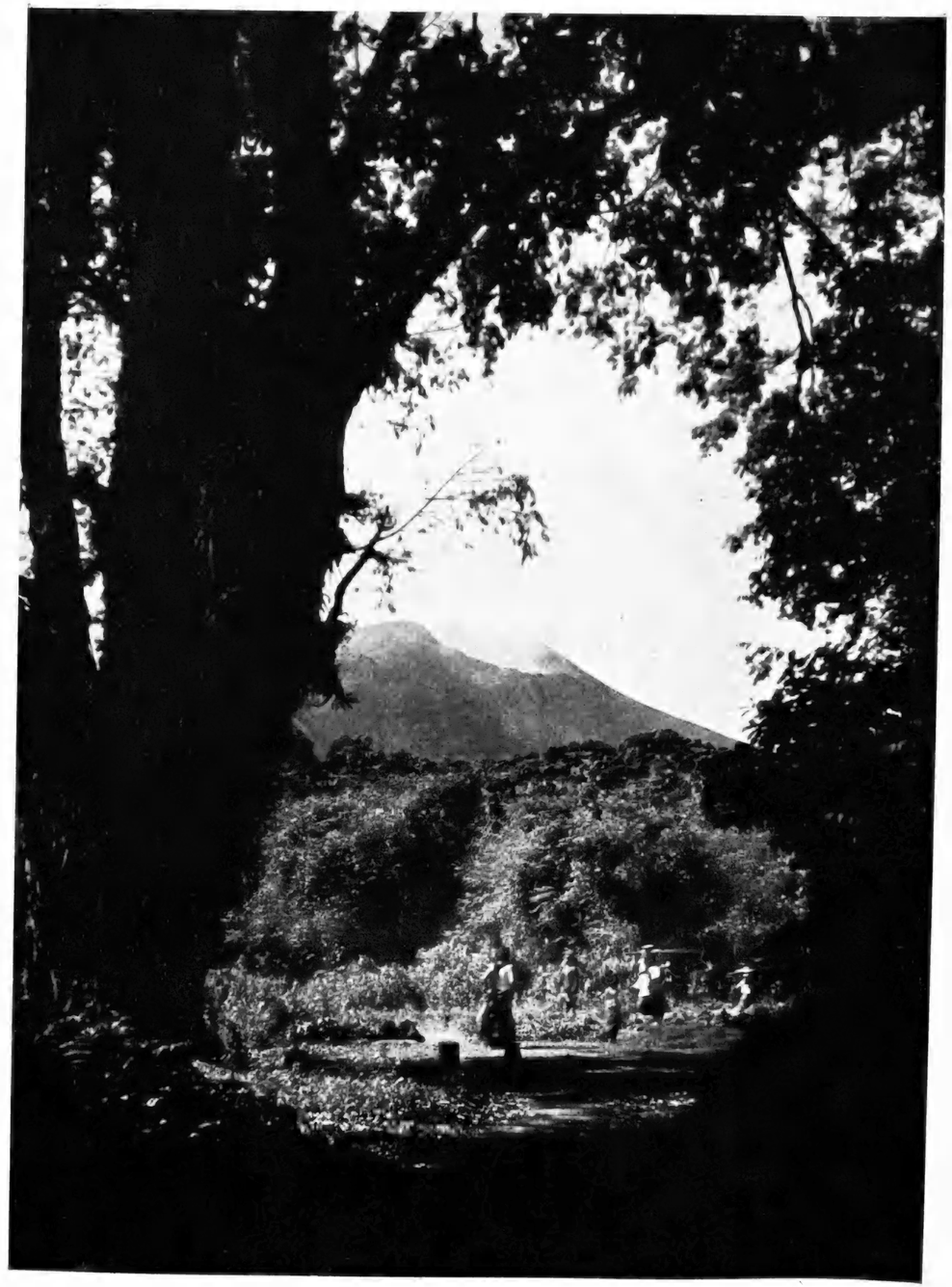
Der Chinese aus Borneo, der Eigentümer des gestrandeten Schiffes, weinte bitterlich, als er die Folgen seiner Habgier sah.

Das balische Volk aber arbeitete auf seinen Reisfeldern: „Die Götter haben es so gewollt".

\+ \+ \+

+) Atjeh, Gebiet im Norden Sumatra's, dessen Bewohner, tapfer und freiheitsliebend, aber auch fanatische Muhamedaner, mehrere Jahrzehnte lang einen blutigen Kleinkrieg gegen die europäische Regierung führten.

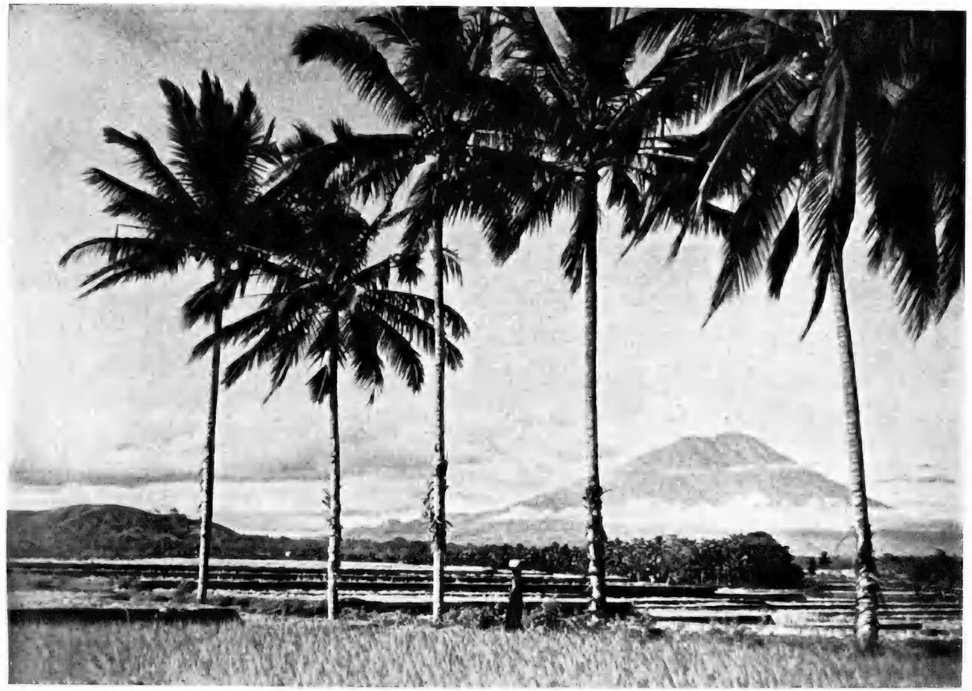
Brandung und Bänke an der Südküste



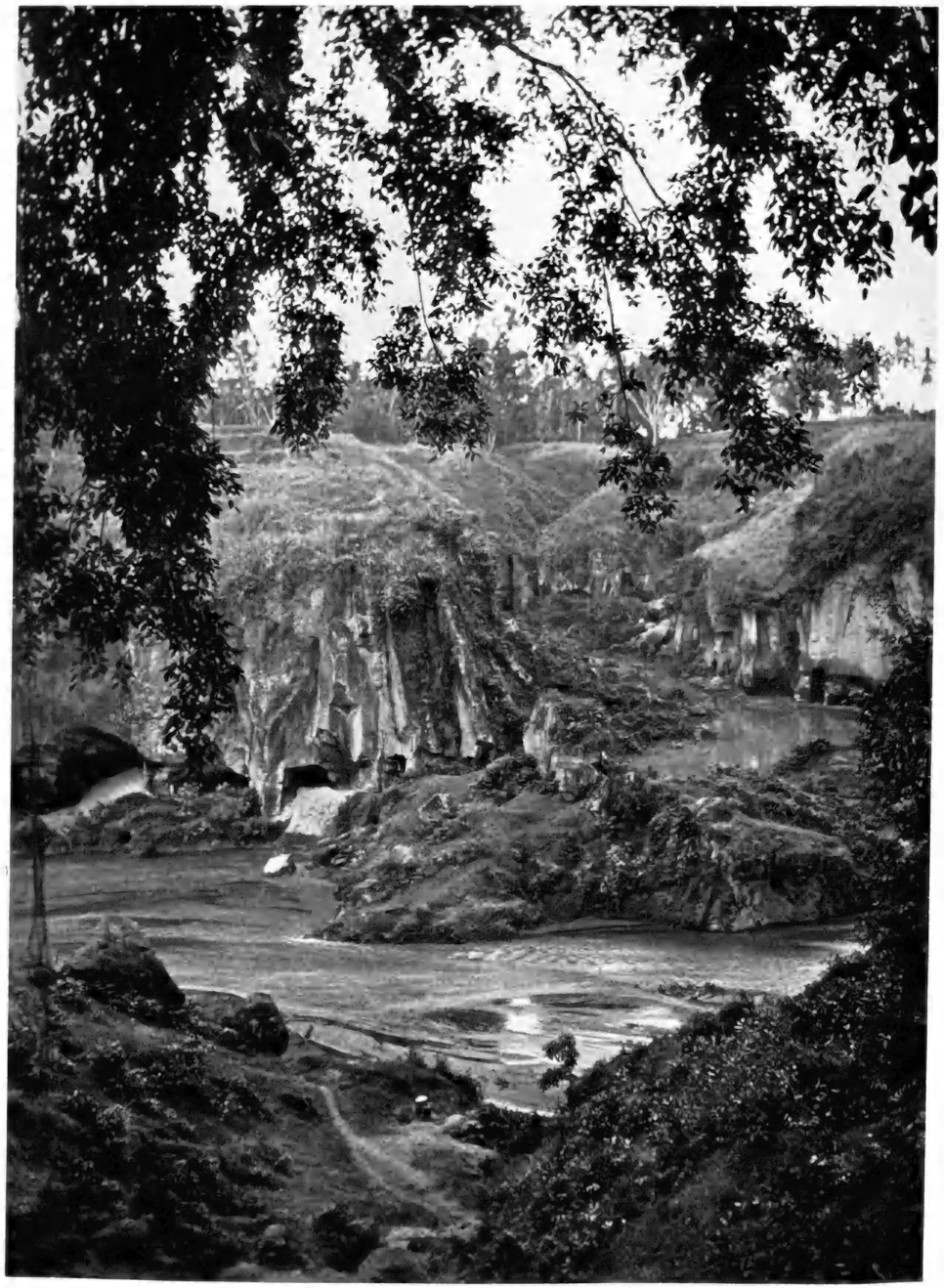
Der Vulkan Batur von Süden
(im Vordergrund erstarrte Lavamassen)

Zwei Kraterseen (Tabanan)

Fischerdorf am See
(im Hintergrund das vulkanische Gebirge)



Vulkan von der Ebene aus

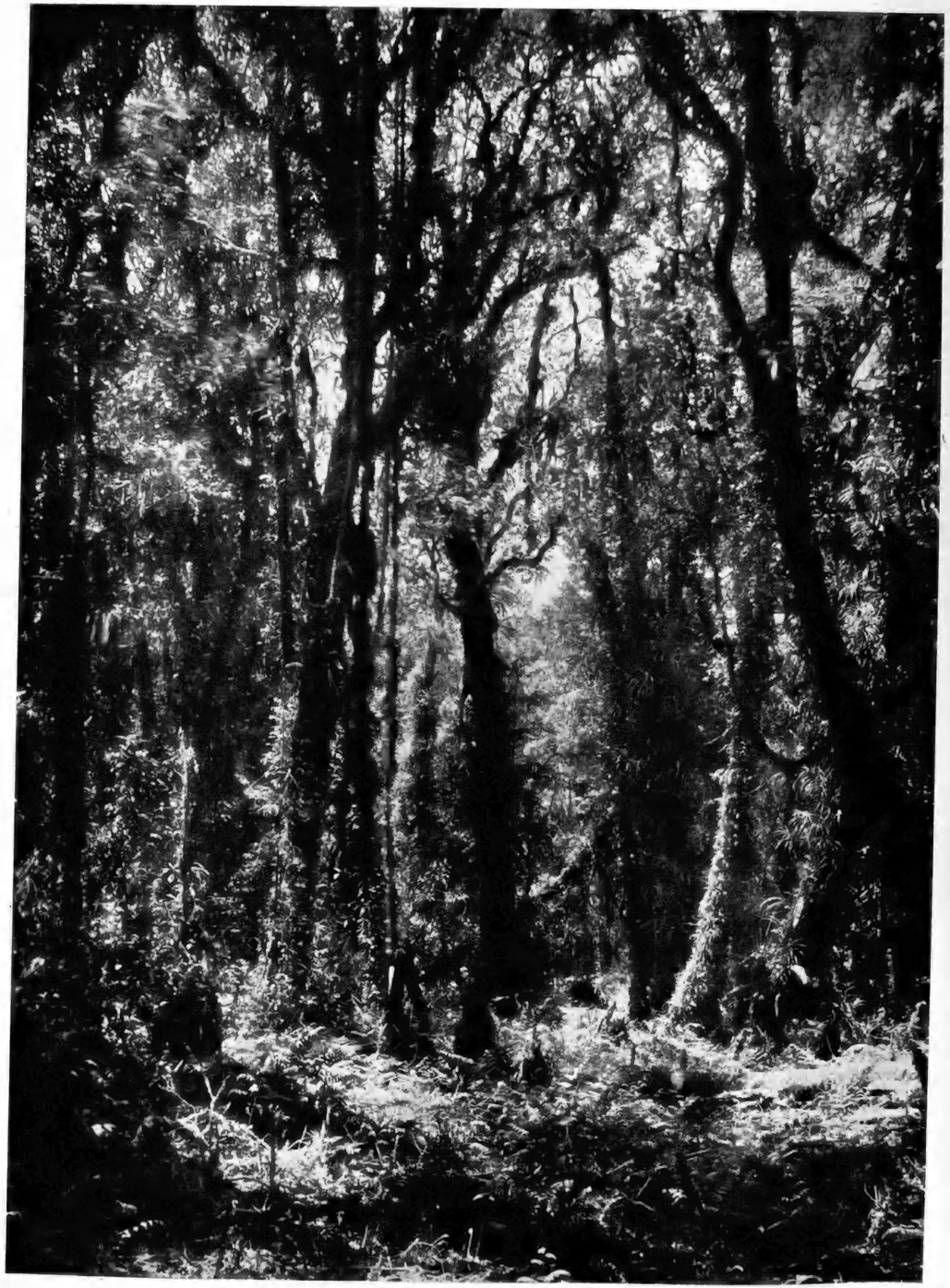


Tal mit Steinbruch bei Klungkung

Tief eingeschnittenes Tal bei Bangli

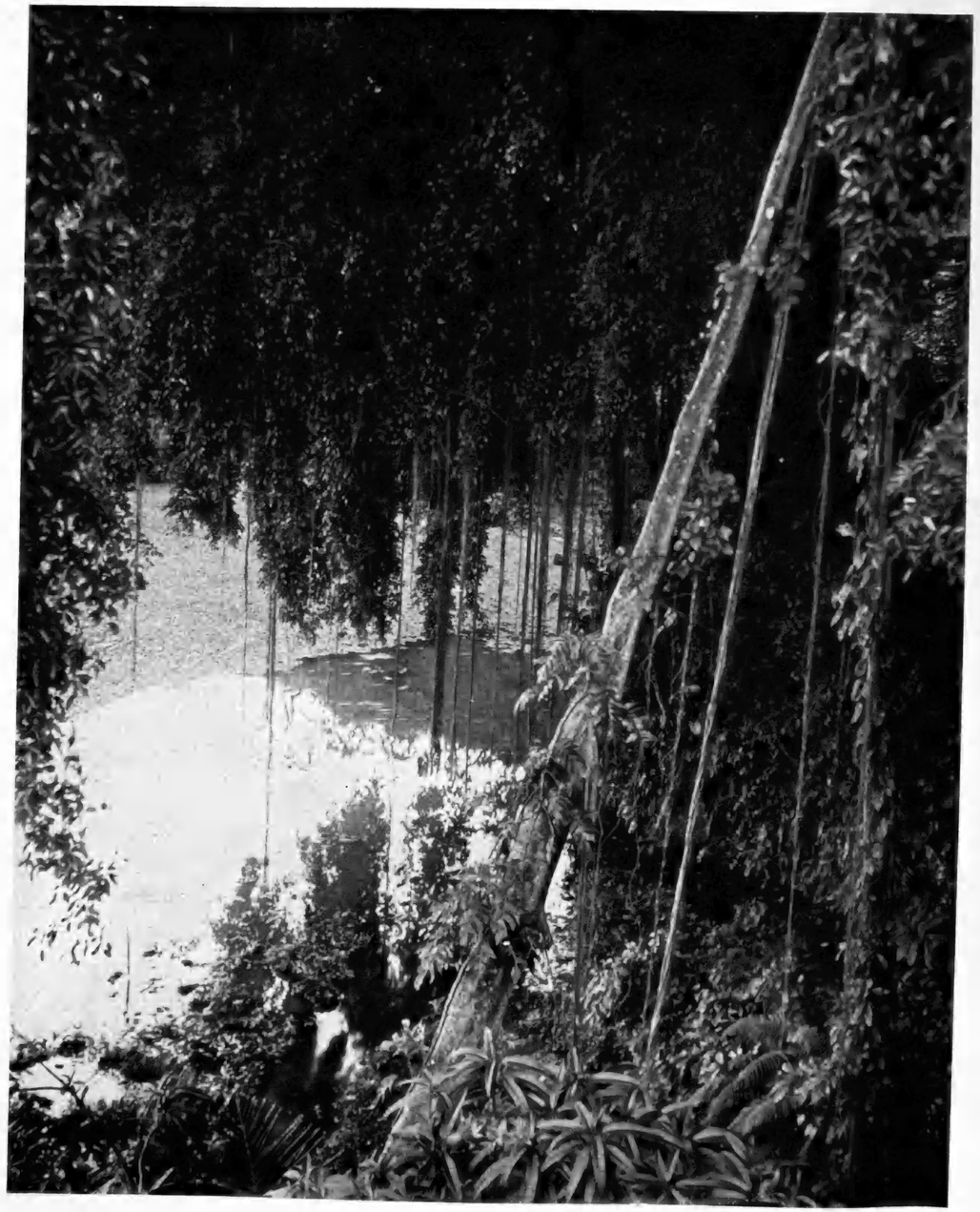
Fluß in der Ebene von Badung

Morgendämmerung am Fluß; südliche Ebene



Urwald in 1000 m Höhe; Südbali
(die Stämme von Orchideen überwuchert)

Die Leiche eines Urwaldbaumes

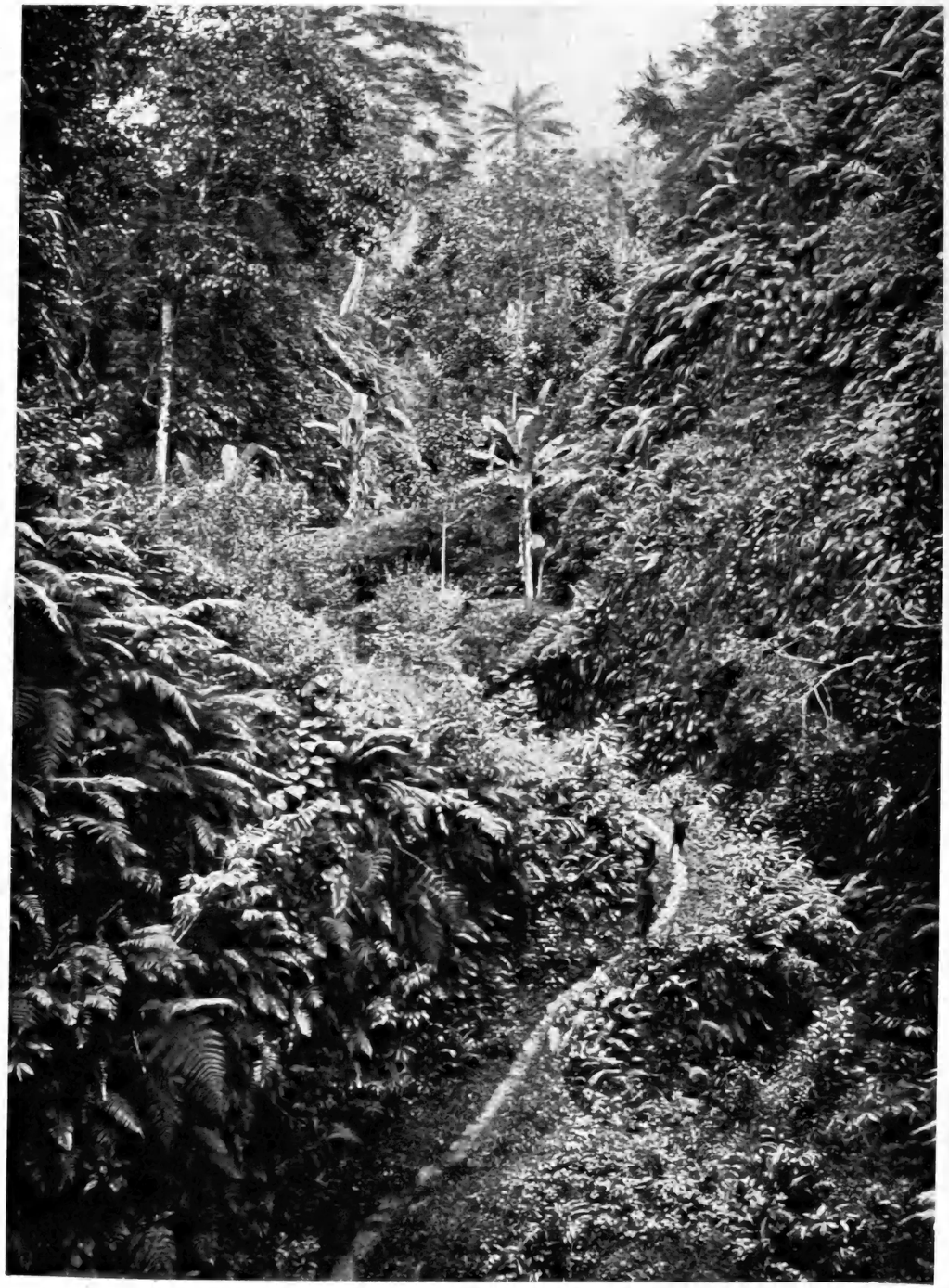


Waringinbaum

Bäume mit Luftwurzeln

Dickicht von Farnbäumen

Halbgelichtete Schlucht

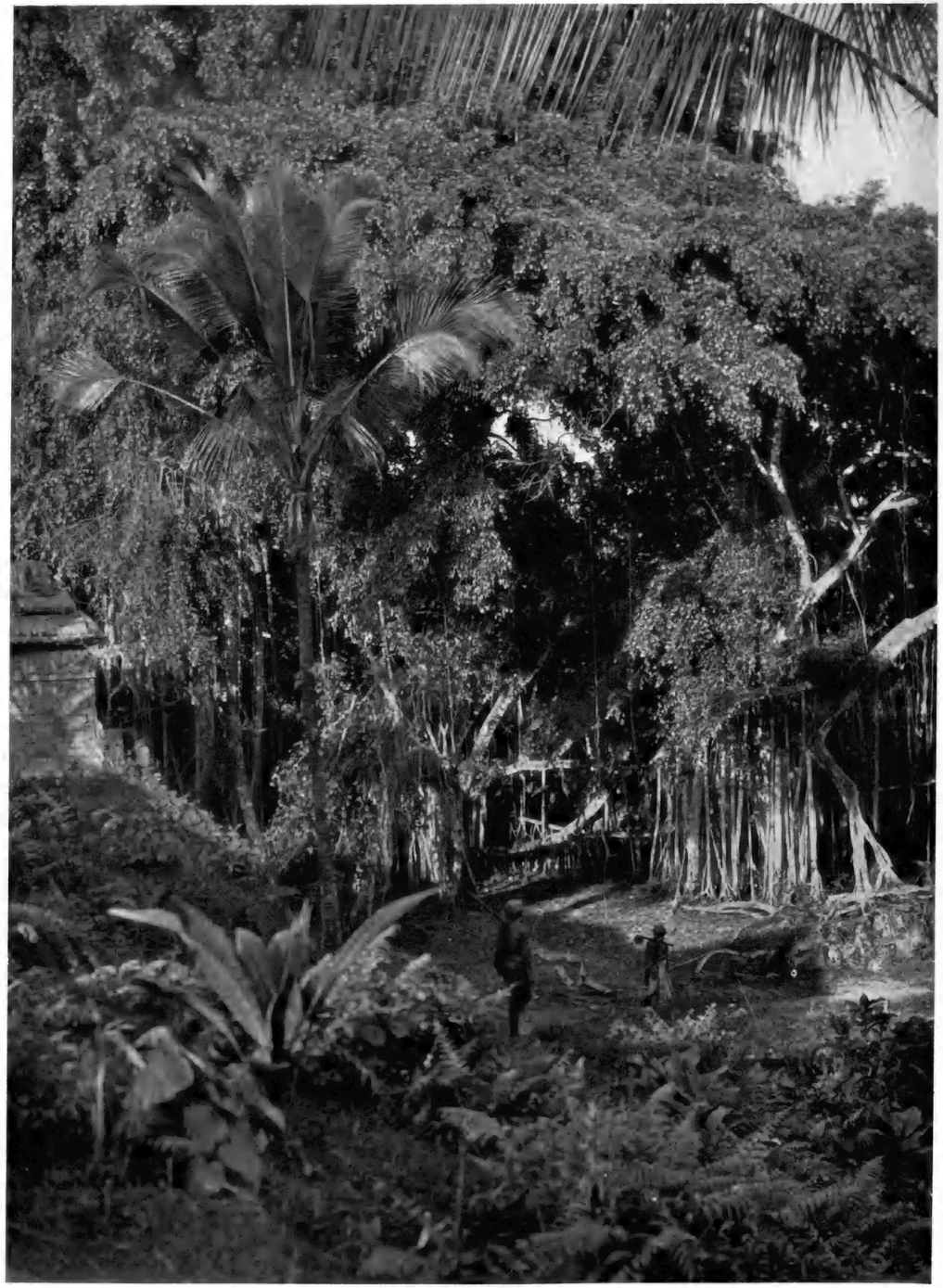


Pfad im Gebirge

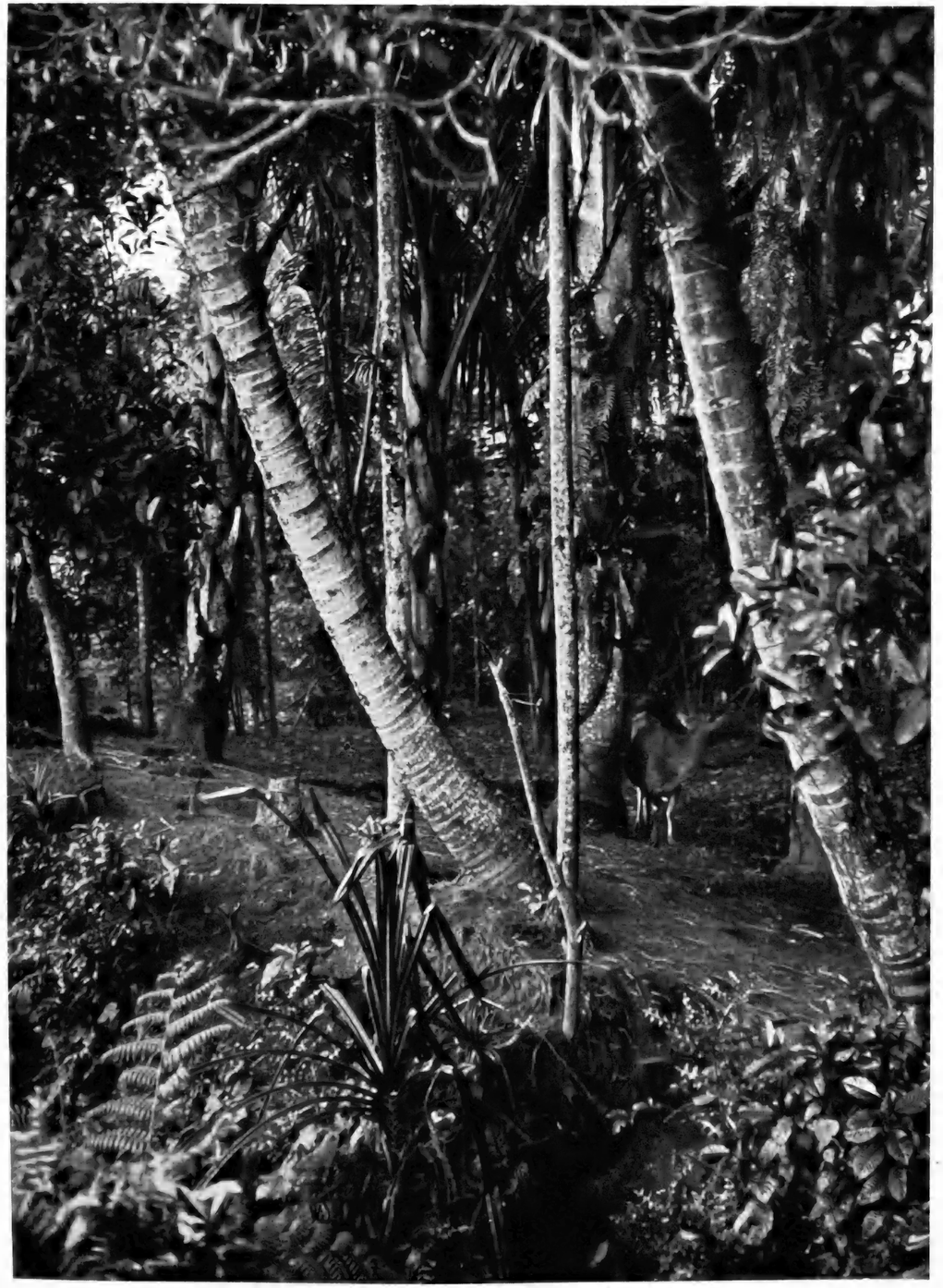
Frauen durchschreiten eine Furt

Fruchtgarten

Bambuspflanzung



Waringinbaum am Dorfeingang



Bauerngarten mit Zuckerpalmen

Pisangs in einem Gebirgsdorf in 1000 m Höhe

Verwilderter Bauerngarten
mit Pisangs, Bambus- und Schlingpflanzen, die eine Zuckerpalme erstickt haben

Junge Frau im Garten

Im Garten

Grenze zwischen Kultur- und Naturboden
(in Reisterrassen verwandelter Wald)

Kulturlandschaften in gebirgiger Gegend
(die Hänge in Reisfeldterrassen umgewandelt)

Frisch gepflügte Reisfeldterrassen

Pflügen des überwässerten Reisfeldes

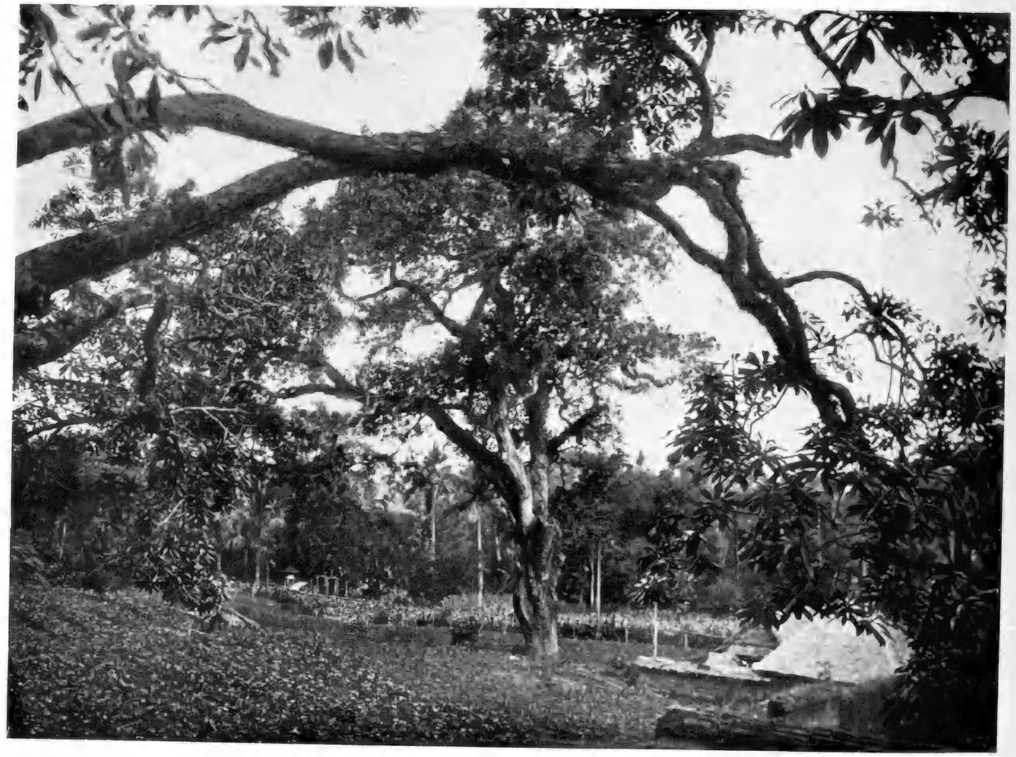
Pflügen des überwässerten Reisfeldes

Weg zwischen Reisfeldern

Kulturlandschaften in der Ebene
(oben: bewässerte unbepflanzte Reisfelder; unten: Setzen der Schößlinge)

Wasserholen aus einem Irrigationskanal

Hütte eines Feldwächters



Kulturland

Baum mit Luftwurzeln

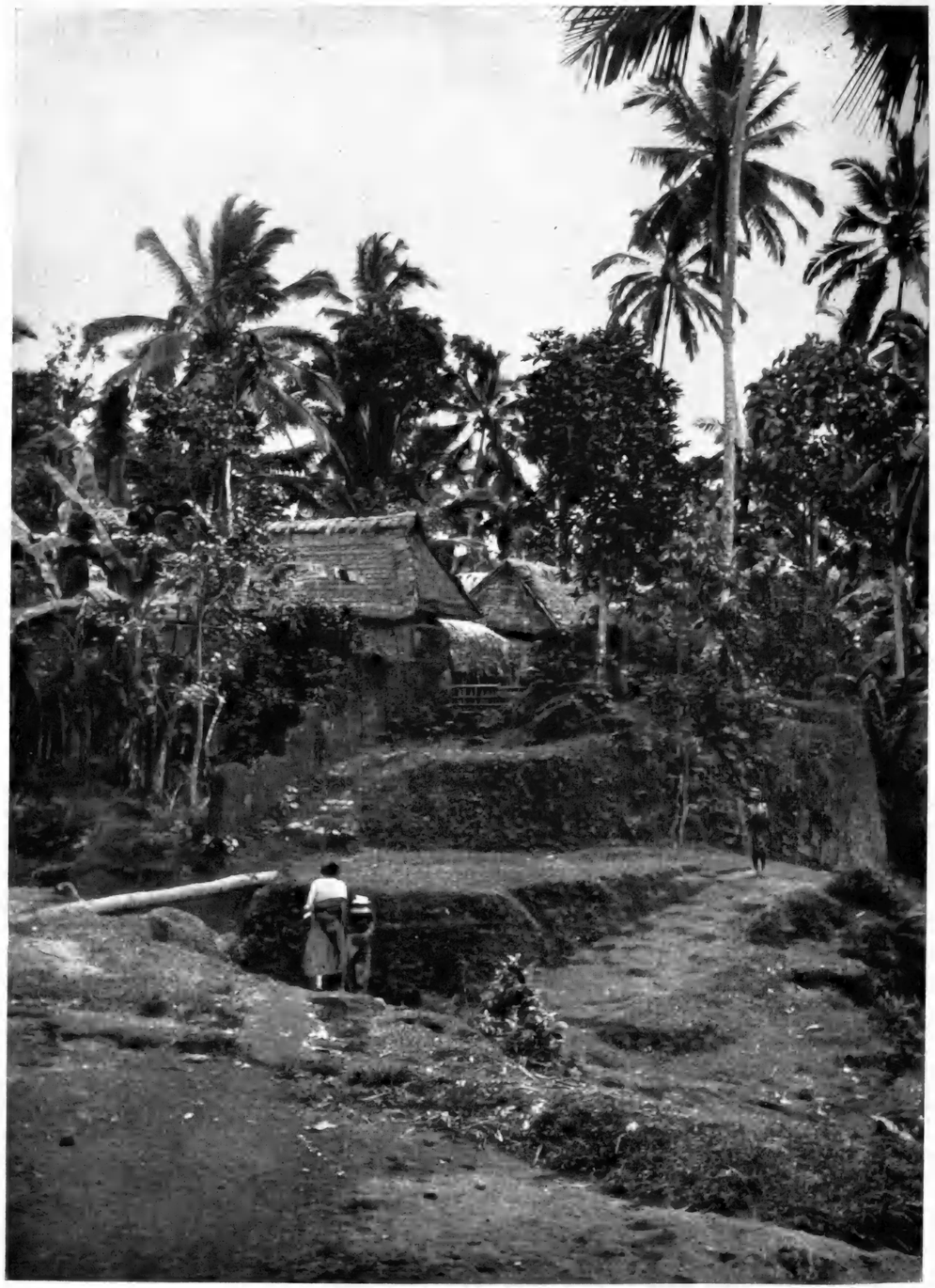
Dorf unter Bäumen
(Bangli)

Dorf an der Landstraße

Dorfstraße

Dächer und Bäume aus einem Dorf bei Bangli

Kinder an der Gartenmauer



Dorfbild mit Hof

Vieh im Dorf

Zwei Freunde auf der Dorfstraße
(Darmulé)

Mädchen mit Wasserkrug
(Dorfstraße in Darmulé)

Dorfbild mit Treppe zu einem Badeplatz
(Mengwi)

Dorfbild
(Aufbruch zur Feldarbeit)

Dorfbild; Hofeingang mit Mauer
(in der Regenzeit)

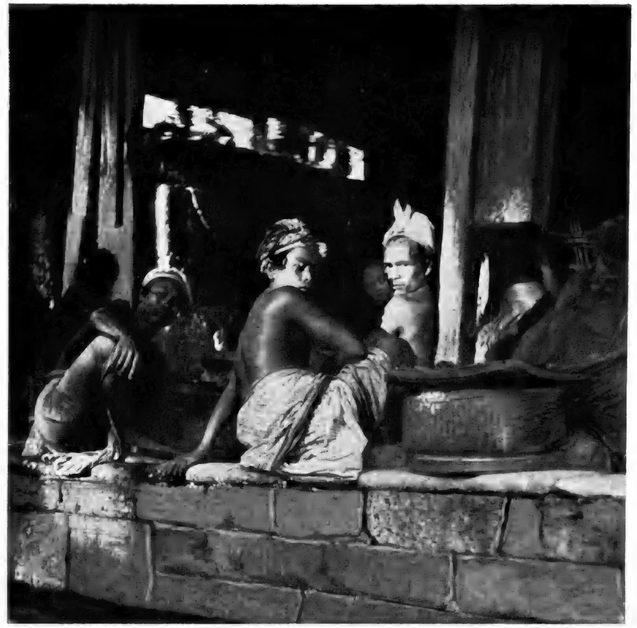
Dorfbild aus Bangli

Dorfplatz

Hauptweg mit Fürstenpalast in Bangli

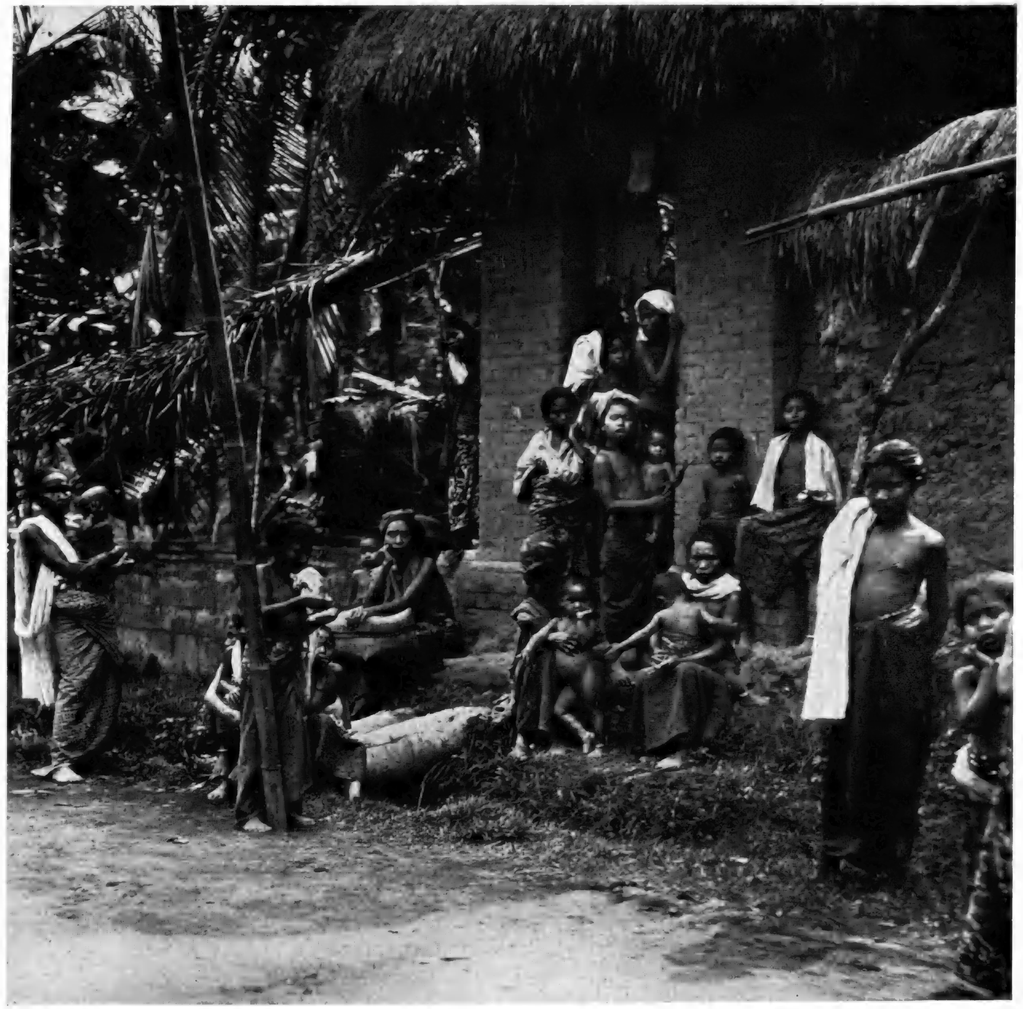
Dorfplatz in Gjangjar mit Hahnengefechtsturm und Sitzungshaus des Priesterrates

Volksmenge unter jungen Kokospalmen

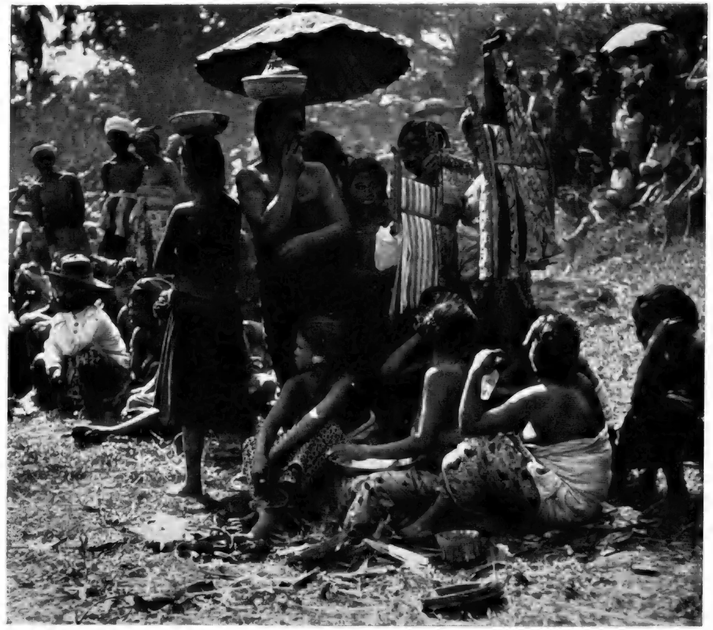


Dörfliche Szenen
(oben: Wachthaus am Dorfeingang; unten: Arbeiter beim Mittagessen)

Hoftor
(über dem Eingang ein weißes Tuch als Schutzzeichen)



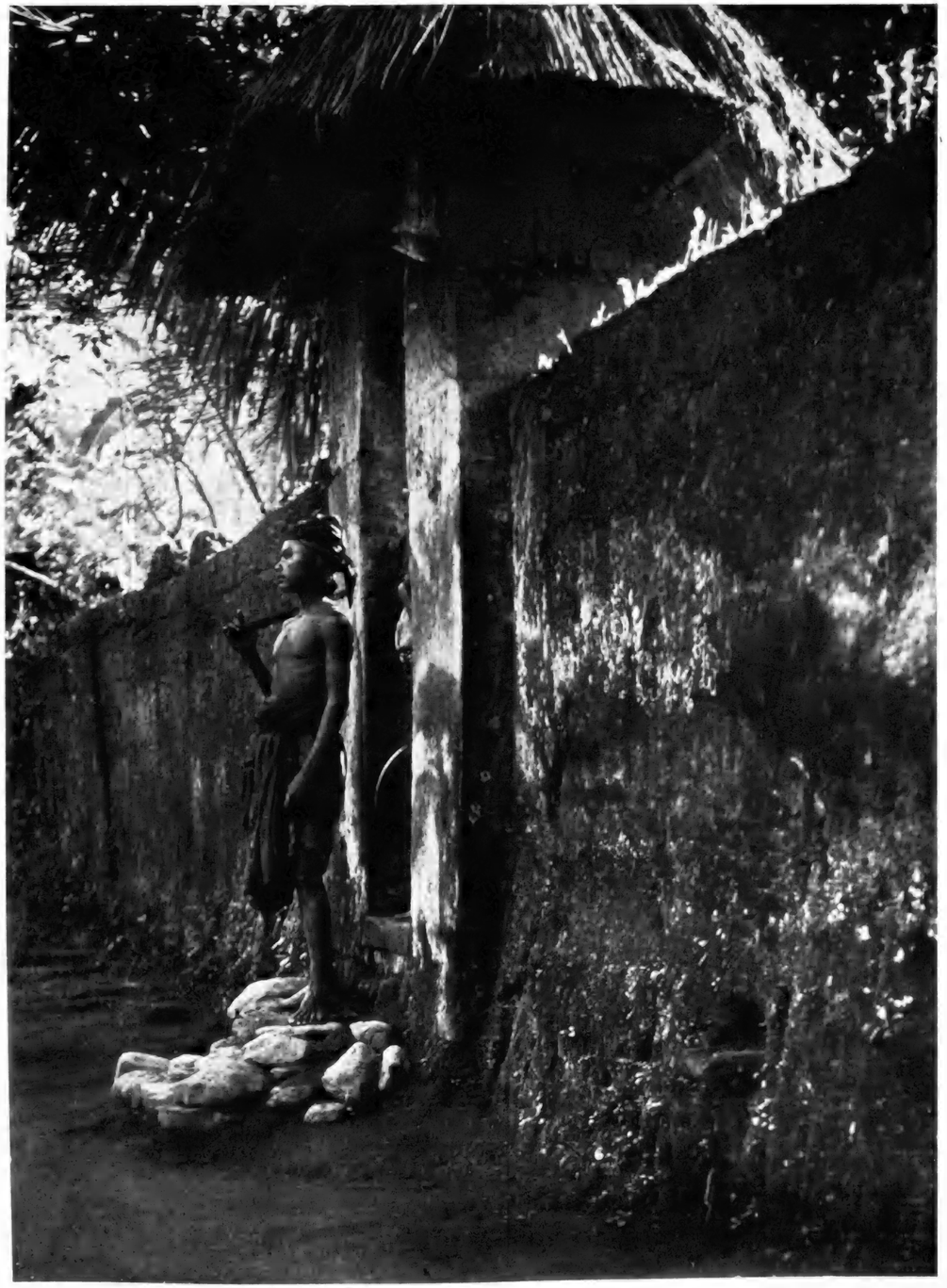
Am Abend vorm Haustor



Gruppenbilder

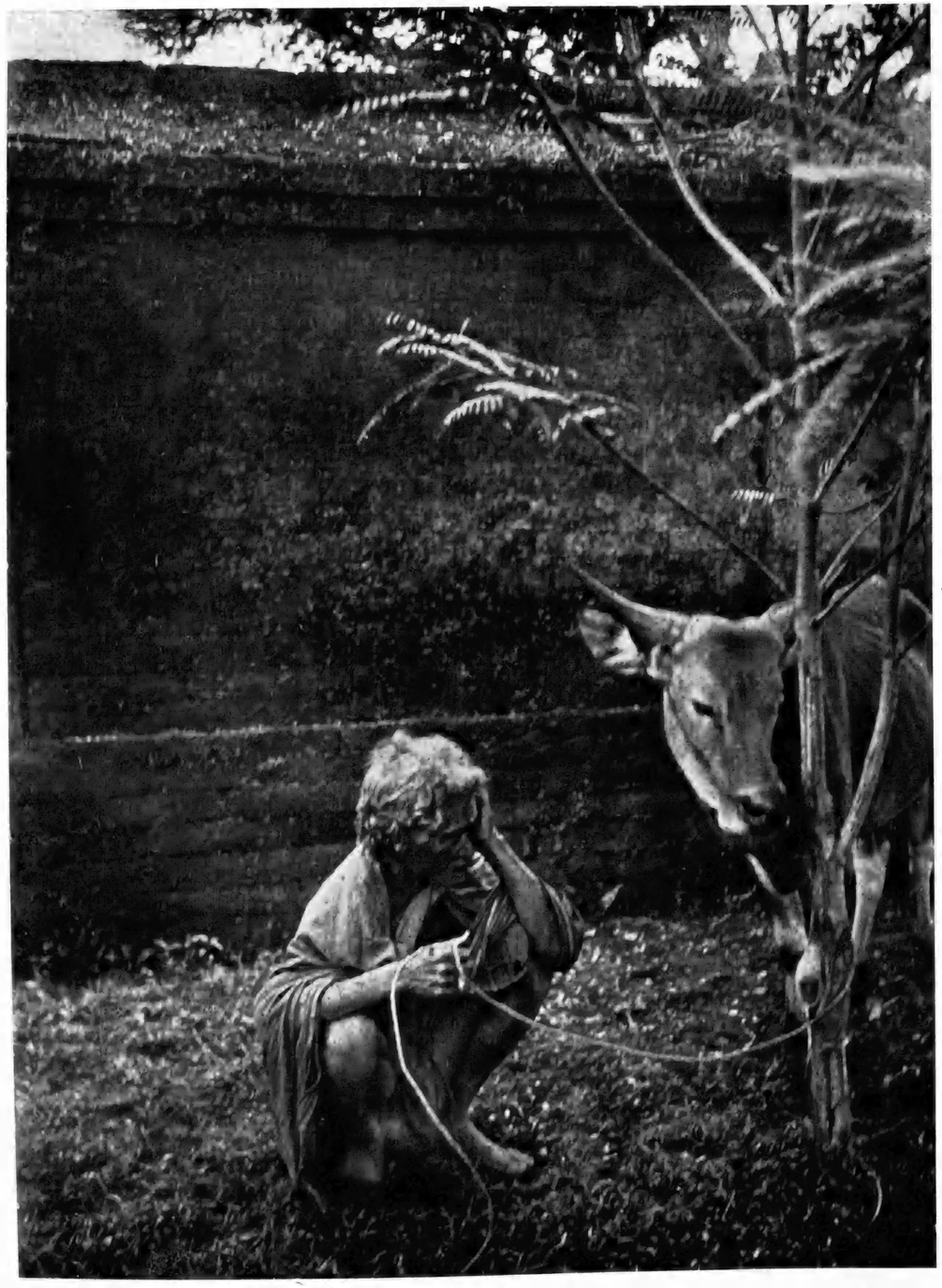
Gruppenbild vom Markt

Junges Mädchen den Torweg hinaufsteigend



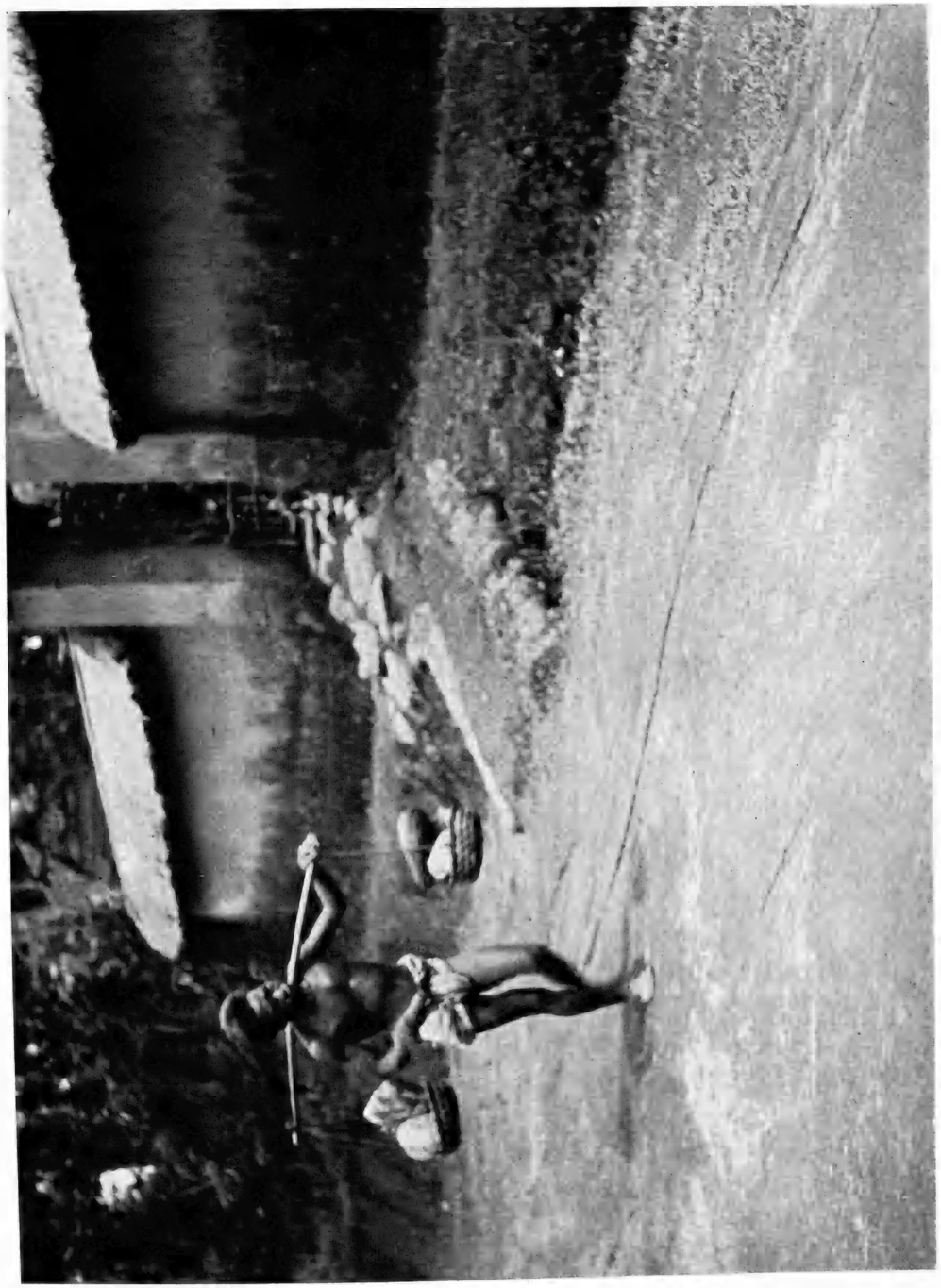
Hoftor
(Aufbruch zur Feldarbeit)

Weidender Hirte

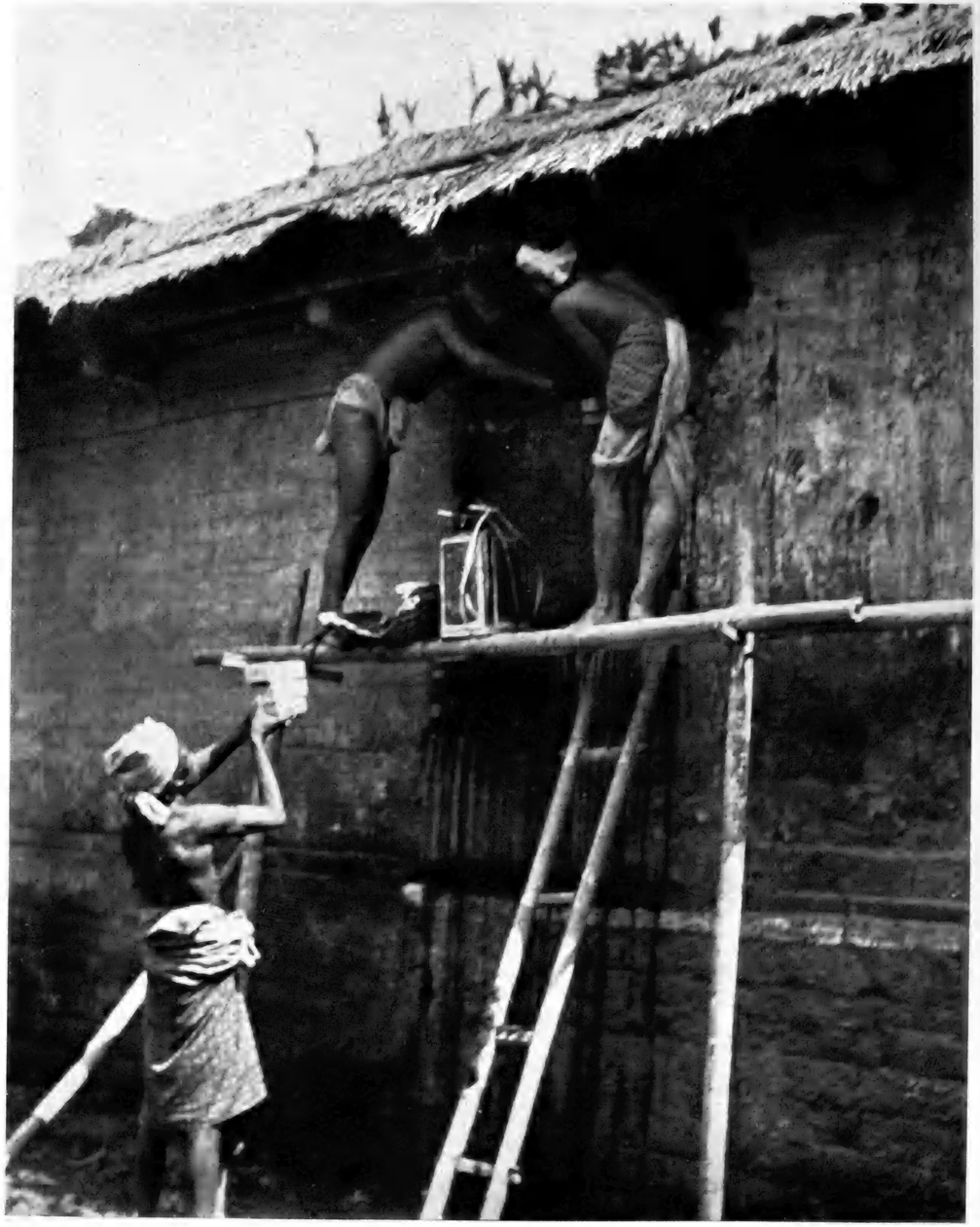


Weidender Hirte

Heimtrieb der Rinder am Abend



Lastträger auf der Dorfstraße



Maurer beim Ausbessern einer Mauer

Frau, ein Batiktuch zum Trocknen ausbreitend

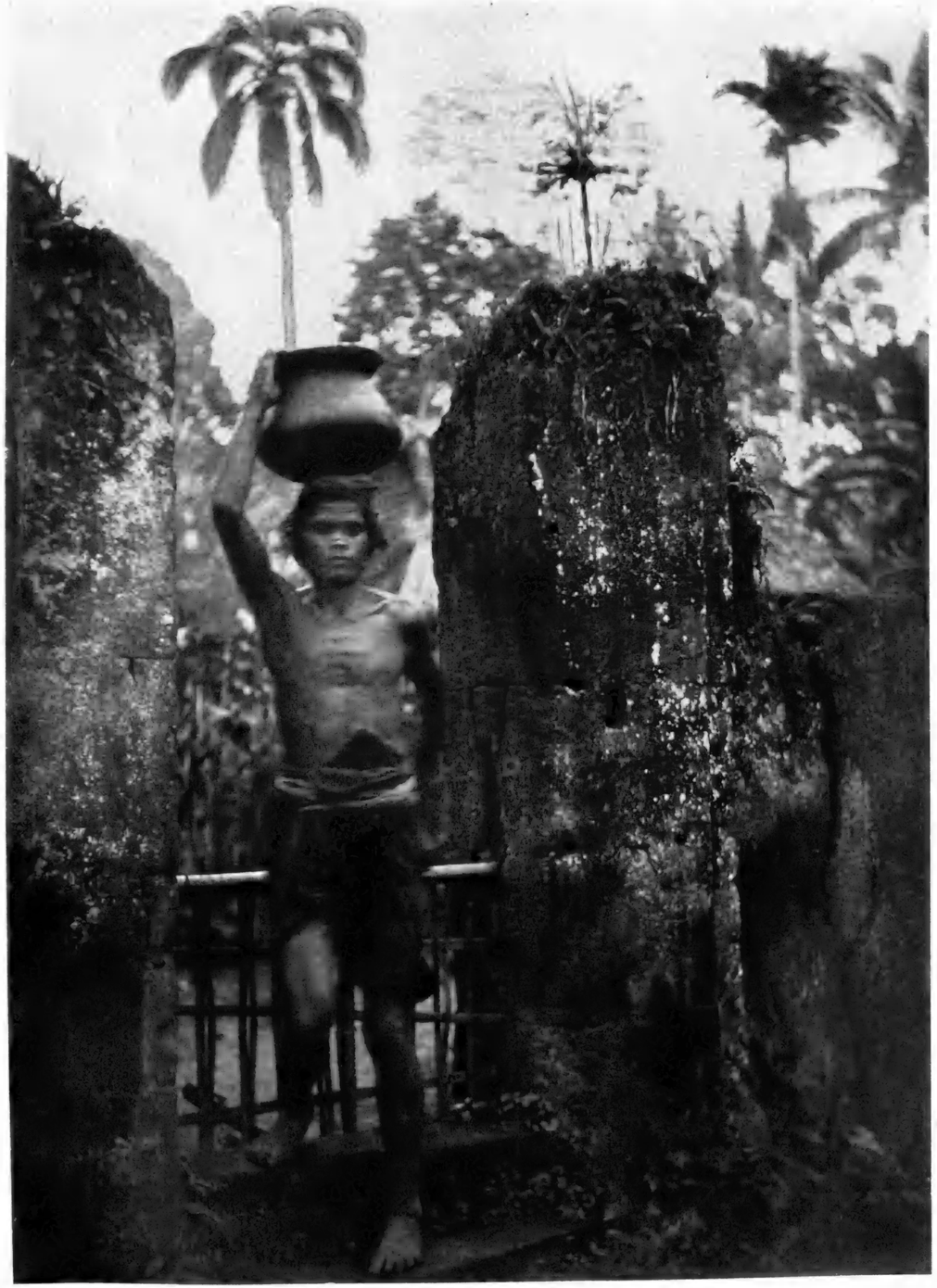
Holzträger

Knabe mit Palmblätter-Brennmaterial

Strafarbeiter beim Wegebau

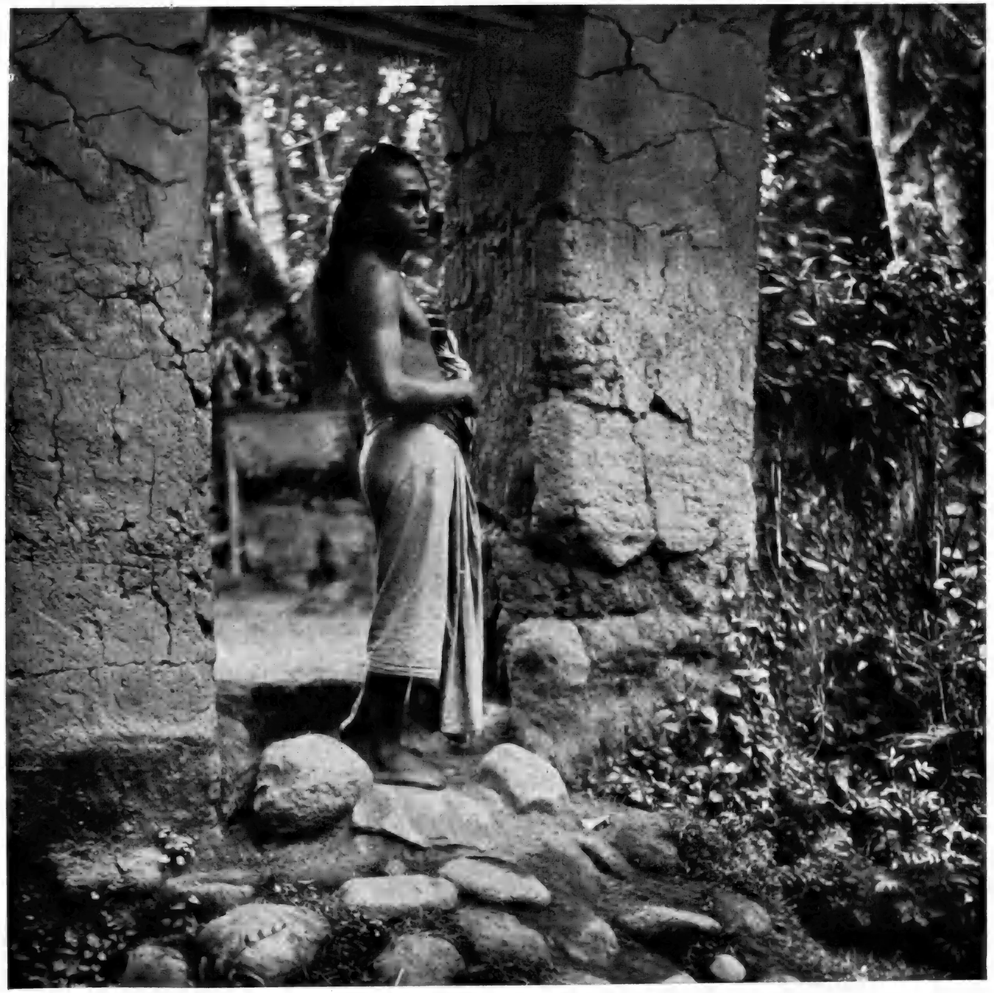
Junge Leute beim Spiel
(Bangli)

Mittagsruhe

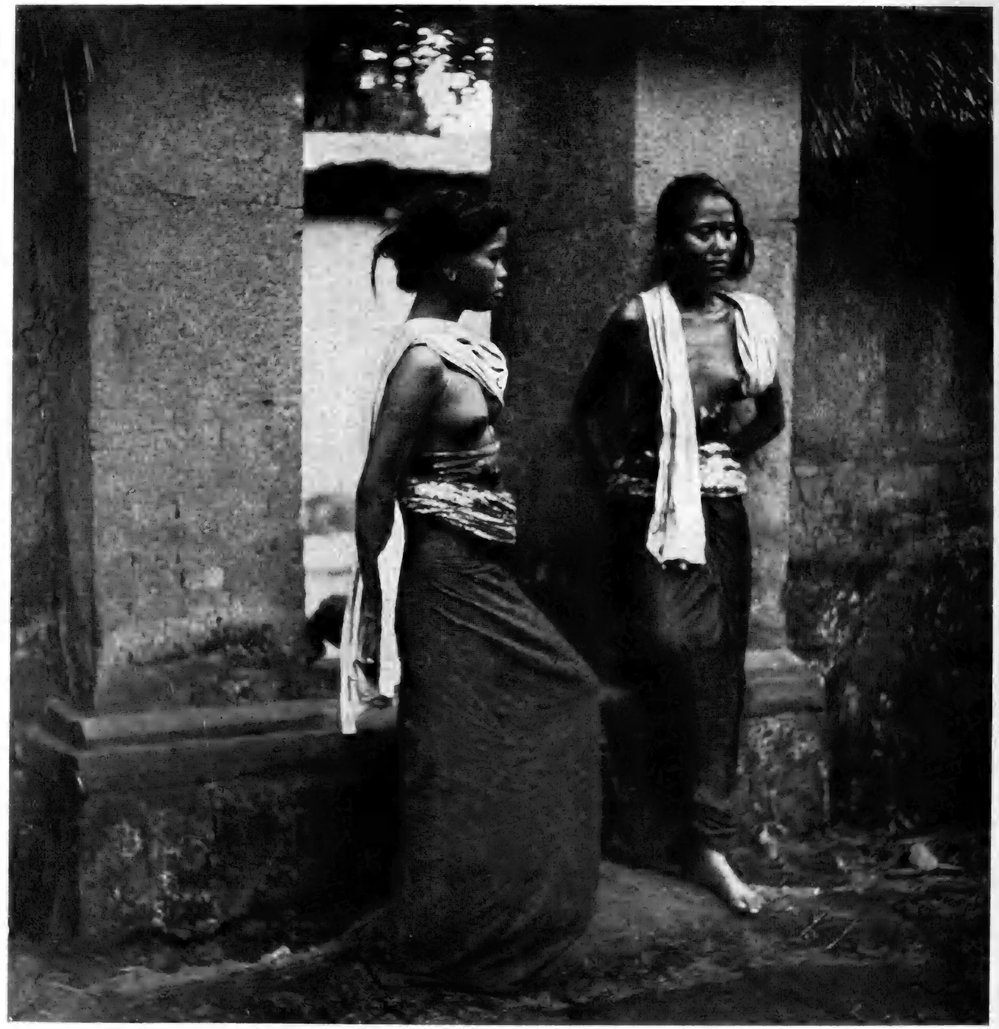


Wasser holend

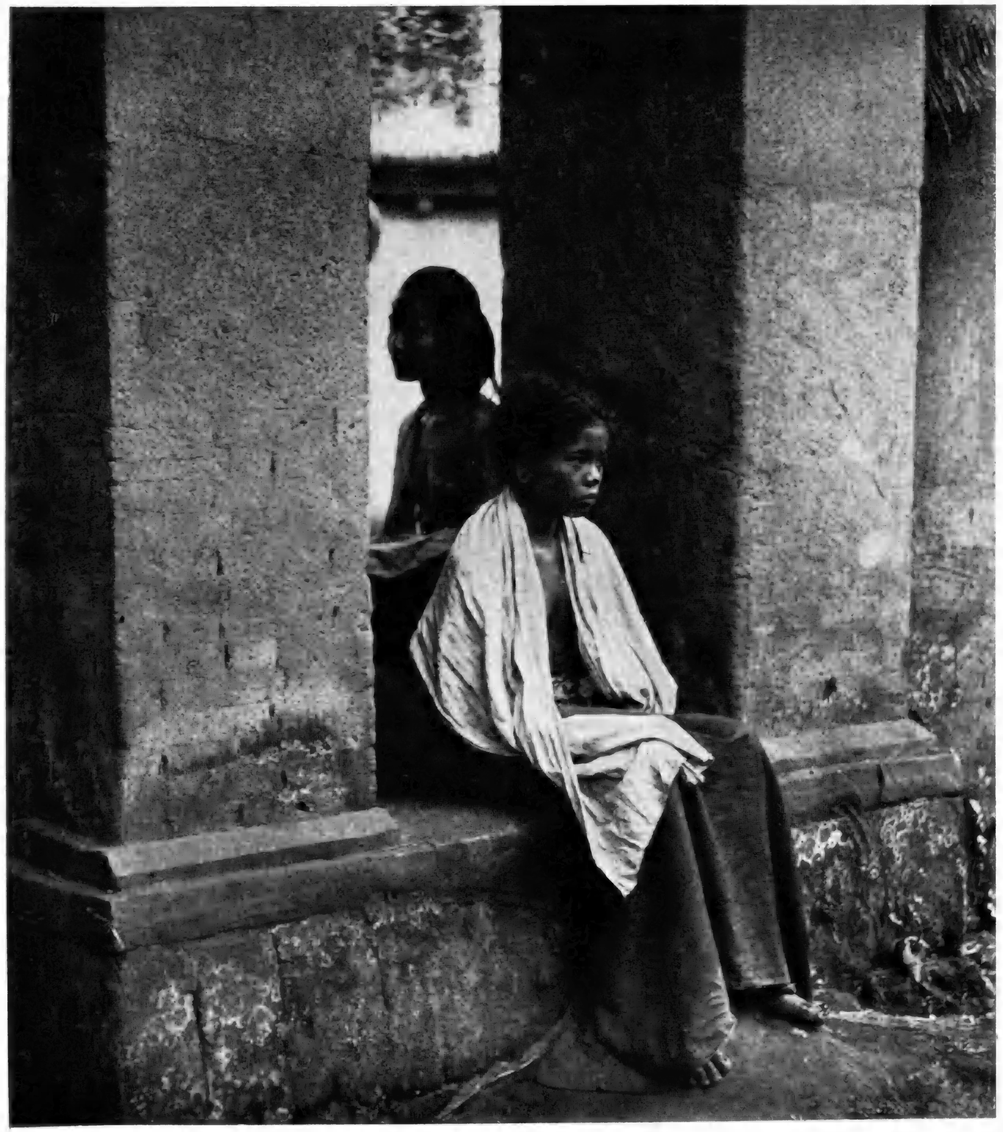
Mädchen am Hoftor



Mann mit offenem Haar am Gartentor

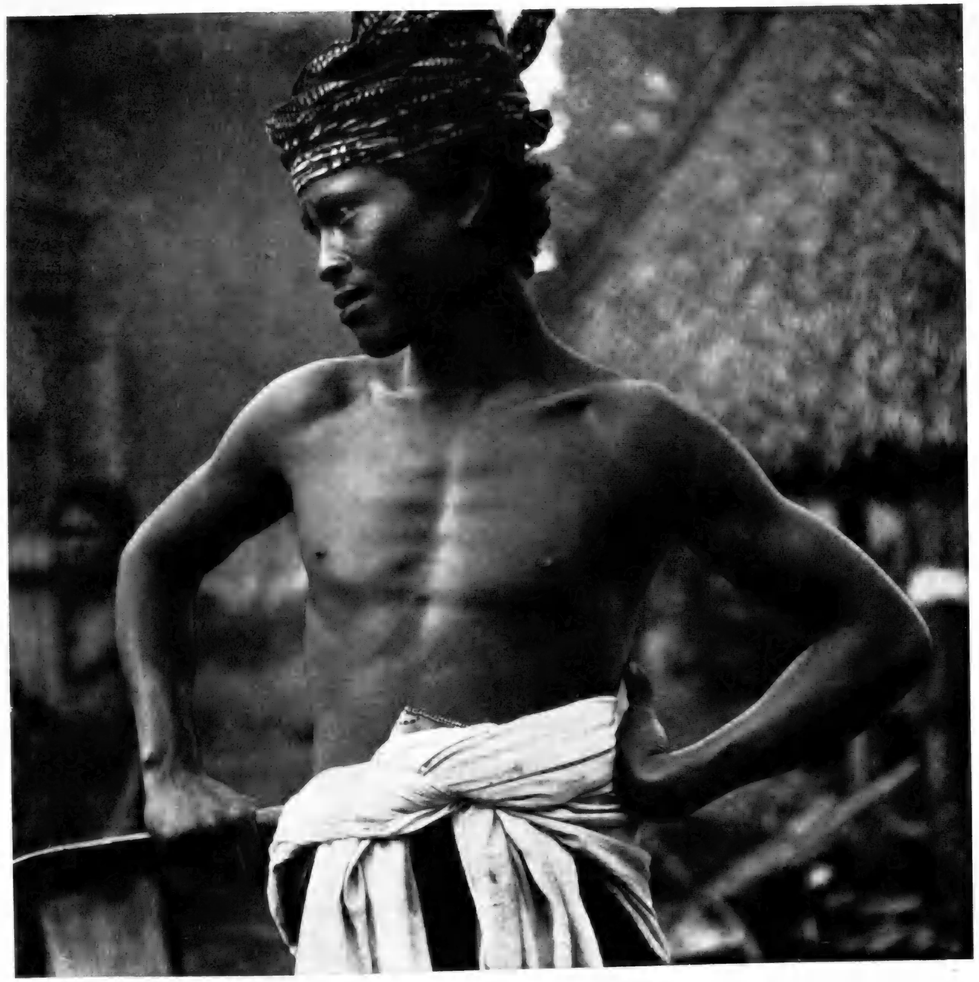


Am Hoftor



Abendruhe am Hoftor

Junges Mädchen am Hoftor

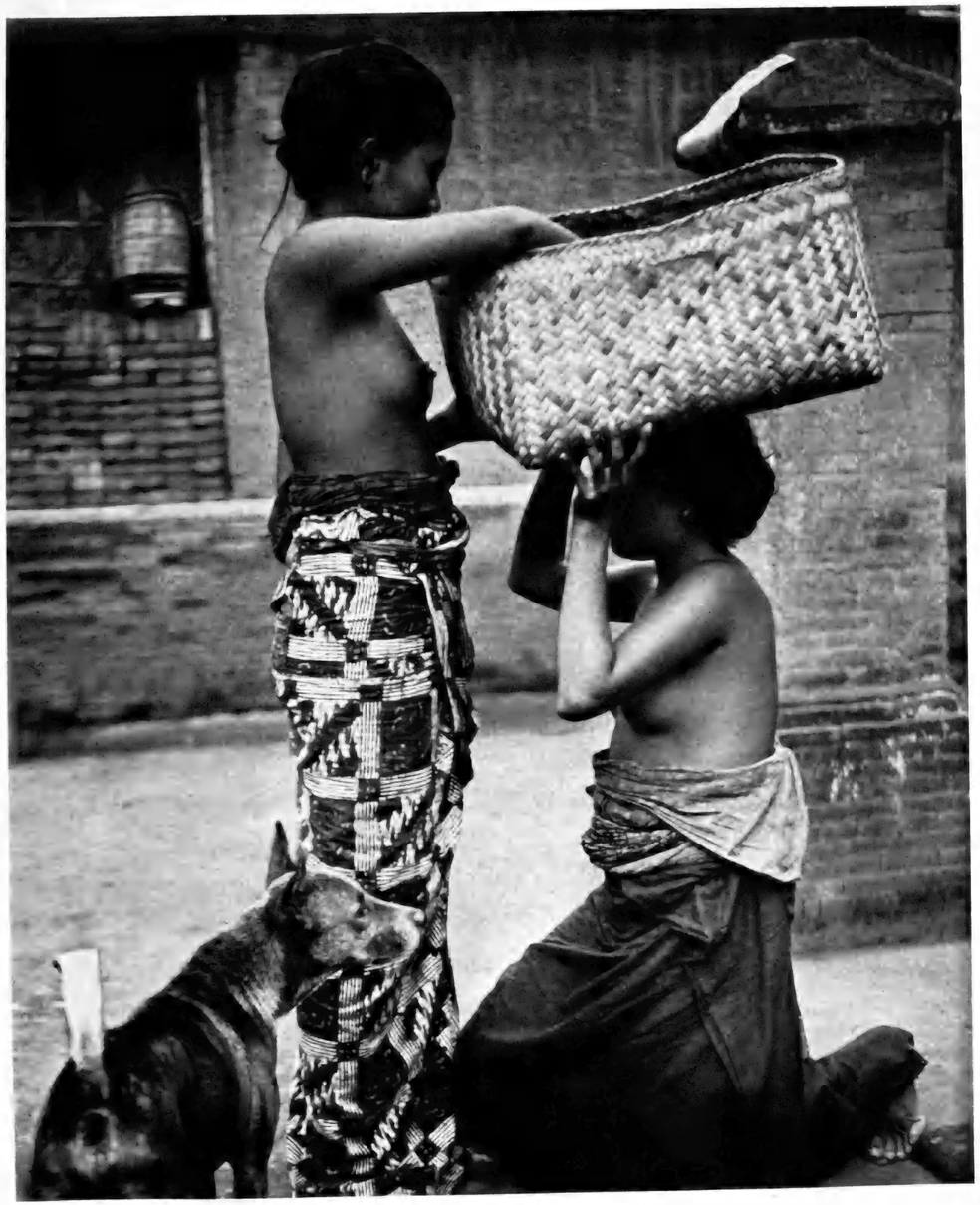


Junger Mann mit Messer im Gürtel

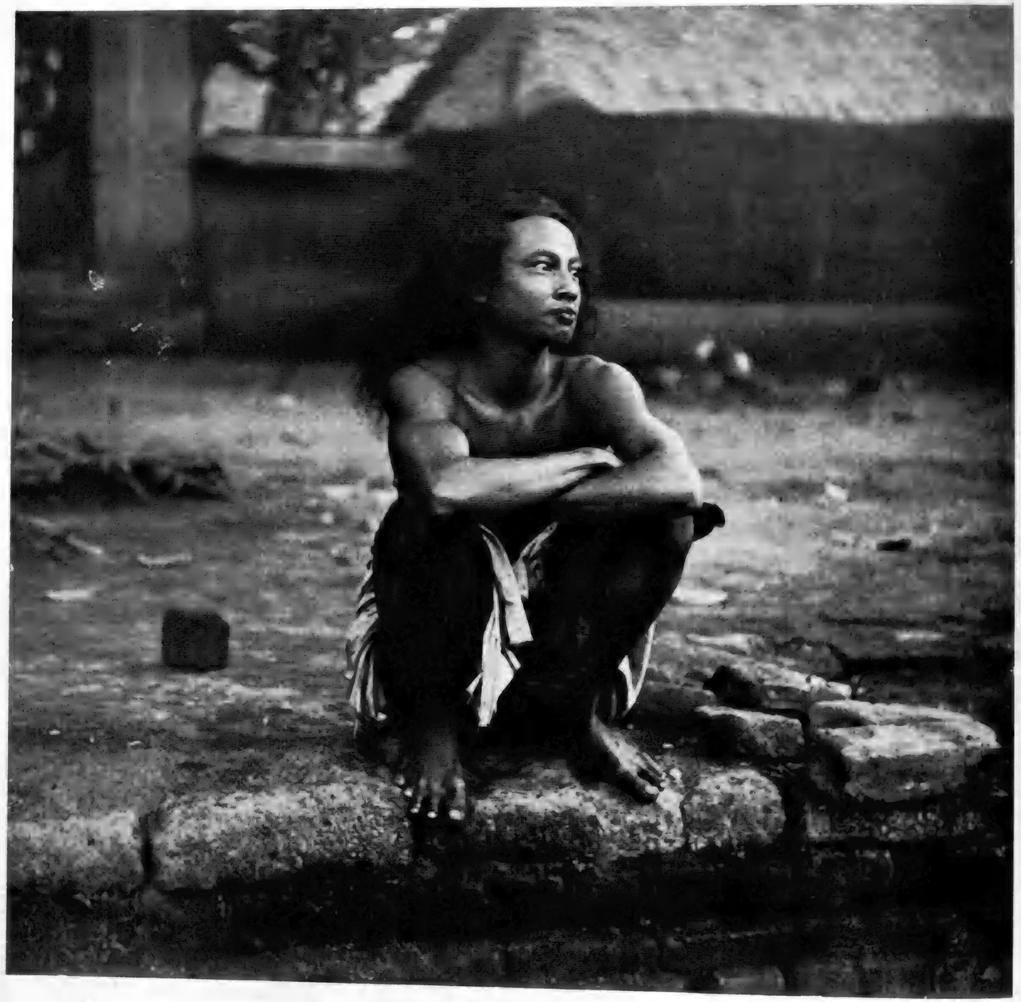
Familienbild

Am Hoftor

Kinder beim Frühstück

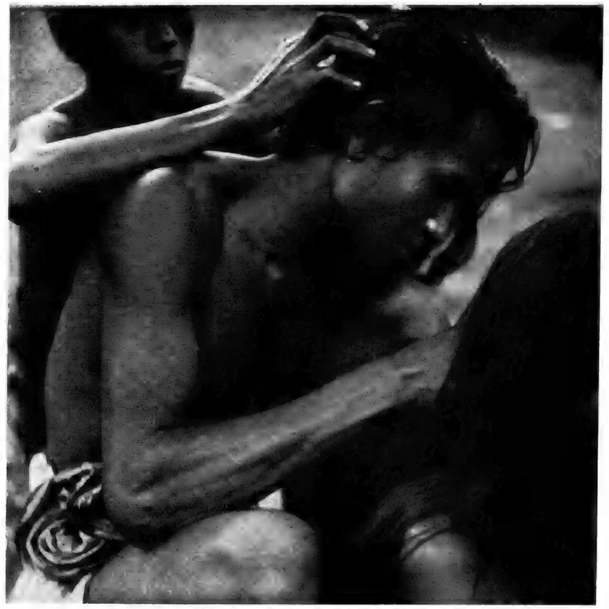


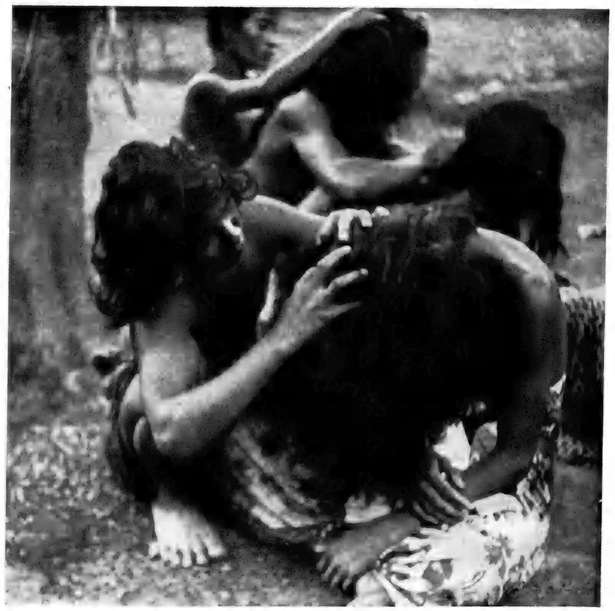
Vom Einkauf zurück



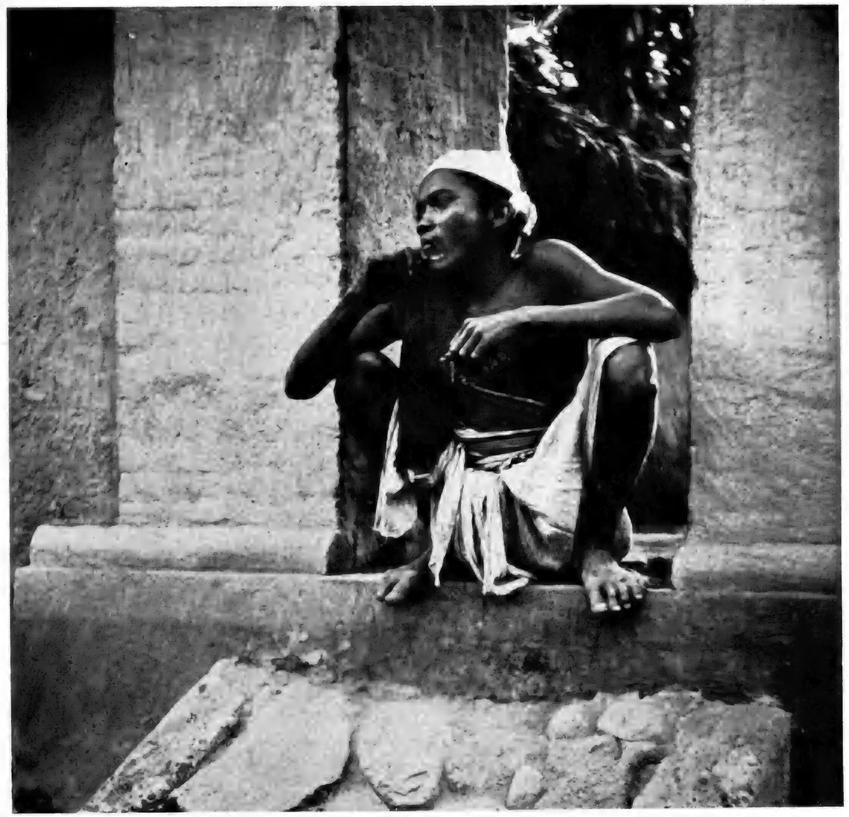
Junger Mann aus Badung

Junge Frau ordnet ihre Haare





Freundesdienste beim Haarlausen



Beim Nachtimbiß

Frauen, am Flußufer ausruhend

Der Dorfbrunnen
(europäisch verunstaltet)

Neuer Palast des Fürsten von ‚Bangli

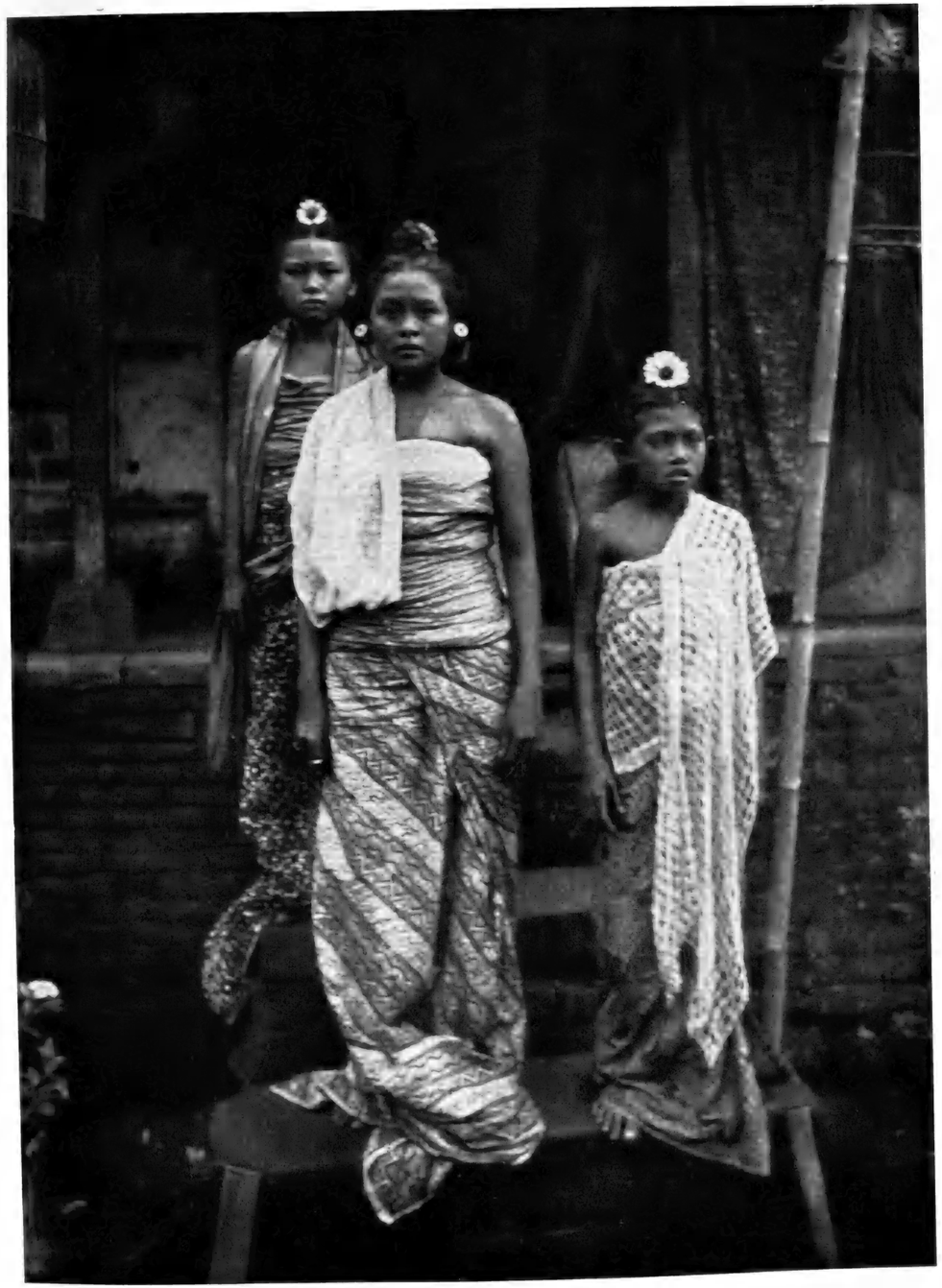
Marktplatz

Gerichtsverhandlung vor einer Puri
(Bangli)

Fürst von Bangli erteilt Audienz

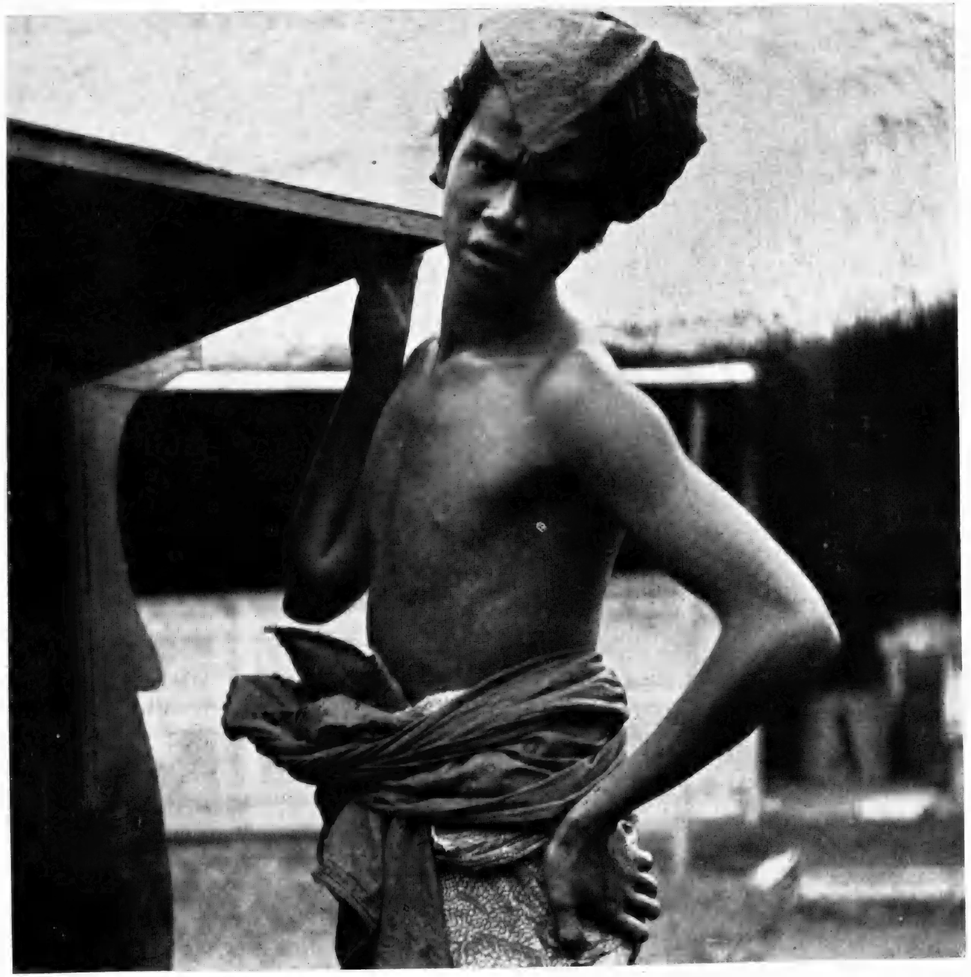
Der Fürst von Bangli, Dewa Gedeh Raii, mit einem seiner Distriktstatthalter

Frau, auf die Straße schauend

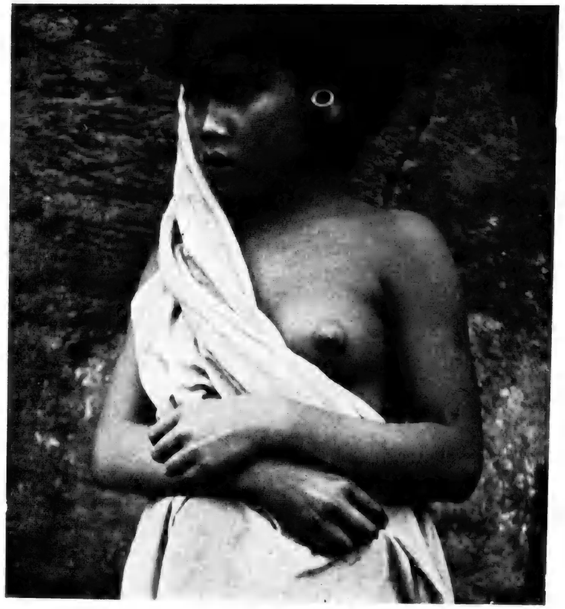


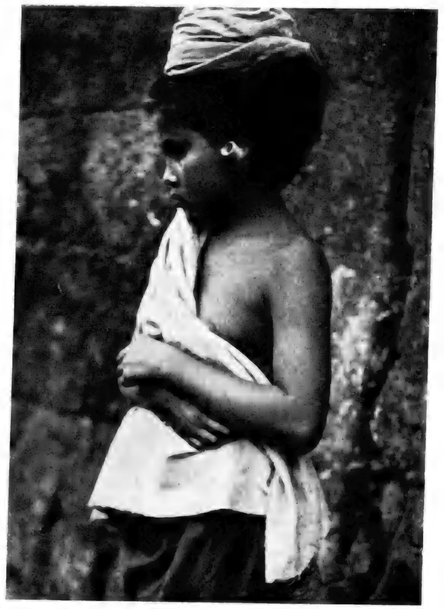
Drei Schwestern auf Besuch

Frau aus Bangli

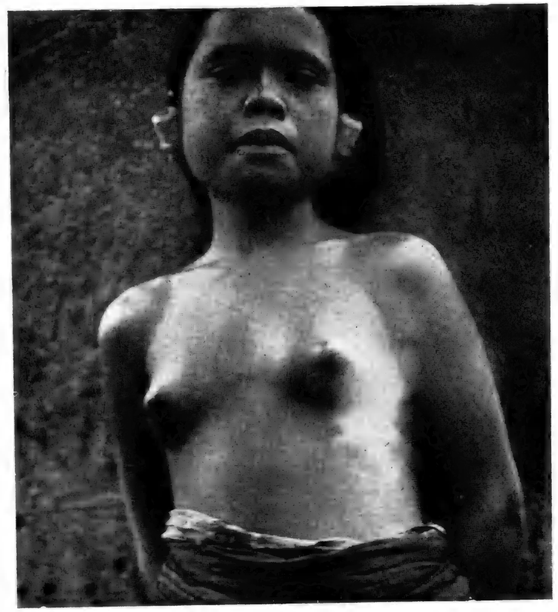


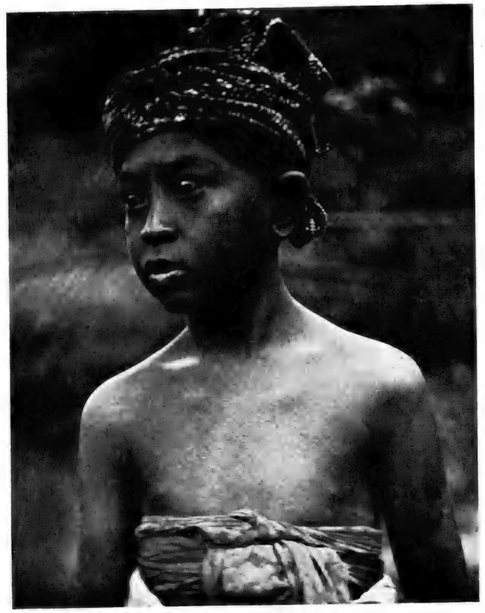
Junger Bauer aus Bangli





Junges Mädchen aus Bangli





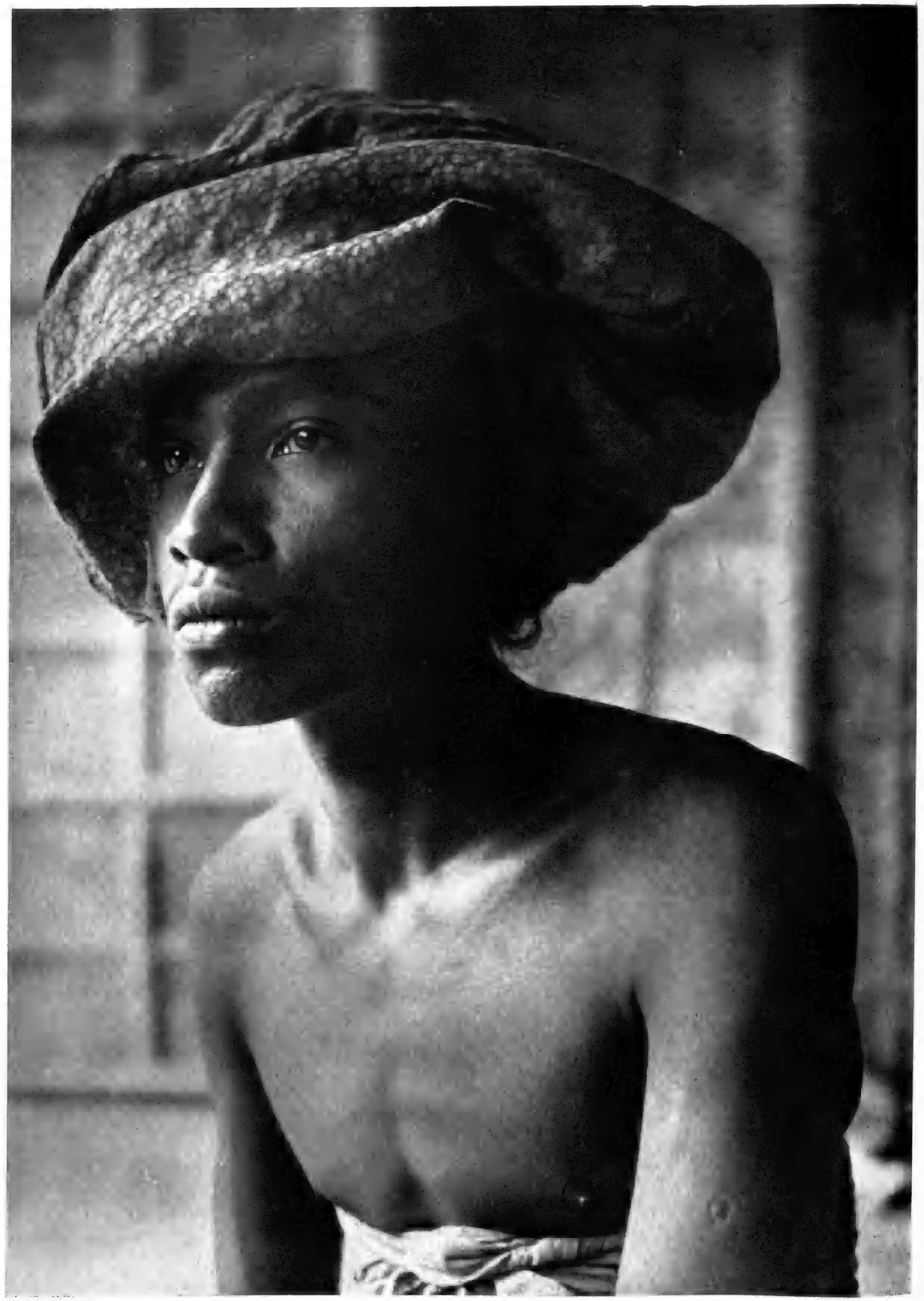
Mädchen und Knabe aus Bangli

Junger Mann aus Bangli
(im Gürtel die Sirihtasche, eingewickelt in die Enden des Sarong)

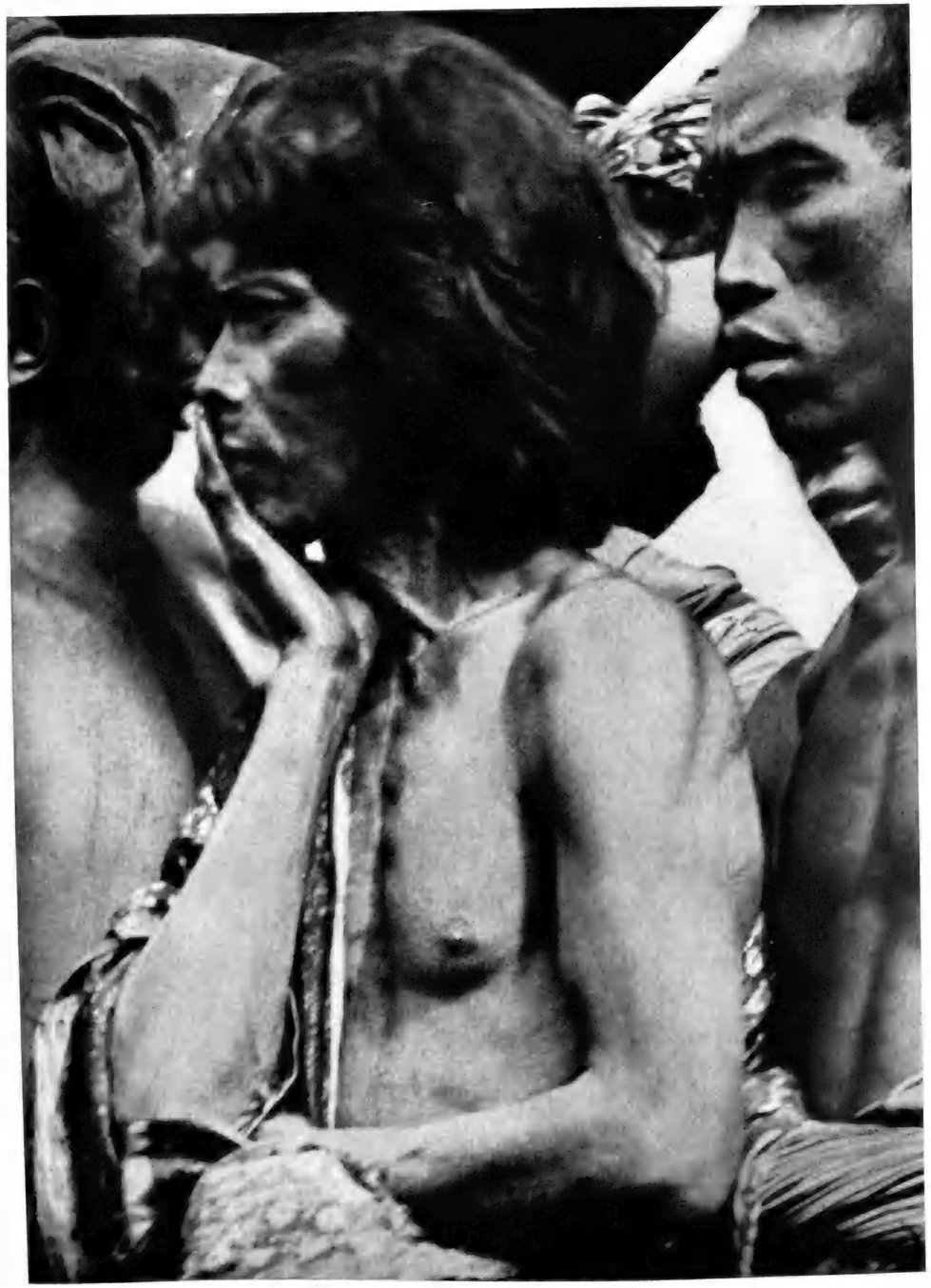
Junge Frau ordnet die Haare

Mädchen von sieben Jahren aus Klungkung

Mutter und Kind



Junger Bauer



Ältere Männer

Jüngling und Mädchen

Jüngling mit Spatu-Blume im Haar

Markt in Bangli

Markt an der Hauptstraße im Dorfe Bangli

Markt unter jungen Kokospalmen

Auf dem Wege zum Markt

Frauen helfen einander schwere Töpferwaren absetzen

Junge Frau mit Marktkorb

Frauen beim Abnehmen der Last

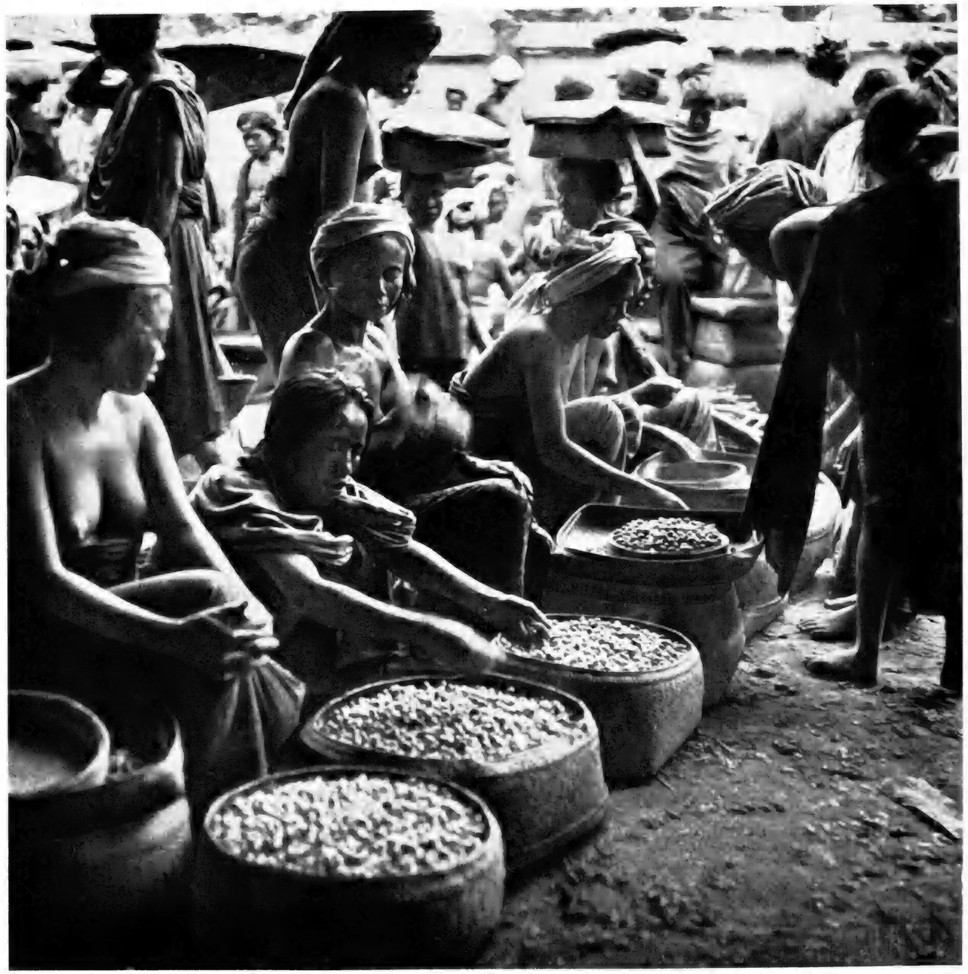
Auf dem Wege zum Markt

Bananenverkäuferinnen am Fluß

Markt am Fluß in Badung

Marktstand und Reisverkauf

Fischmarkt



Marktszene
(Verkauf von Nüssen)

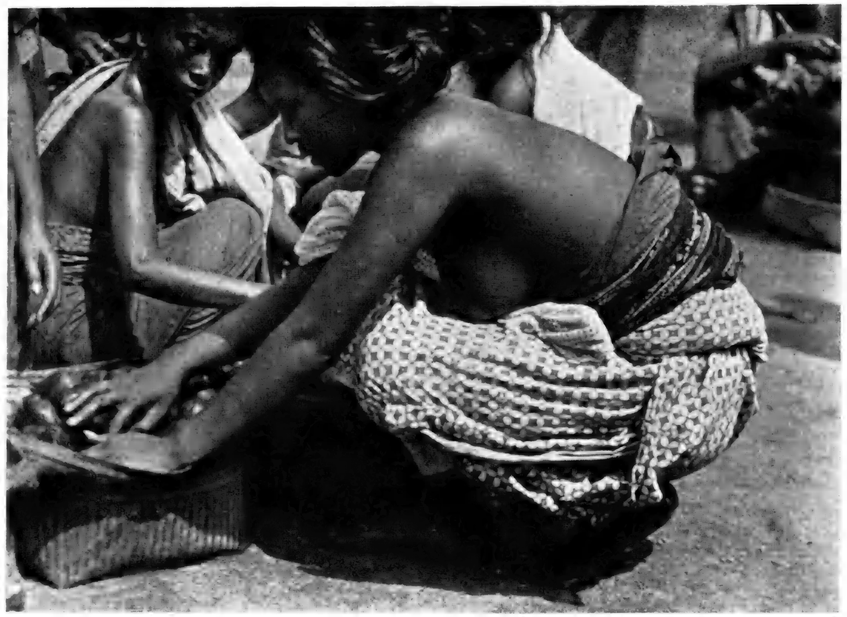
Marktszene
(Limonade-Verkauf)

Händlerin vom Markt

Händlerin vom Markt

Straßenhandel in Tabanan

Straßenhandel in Tabanan



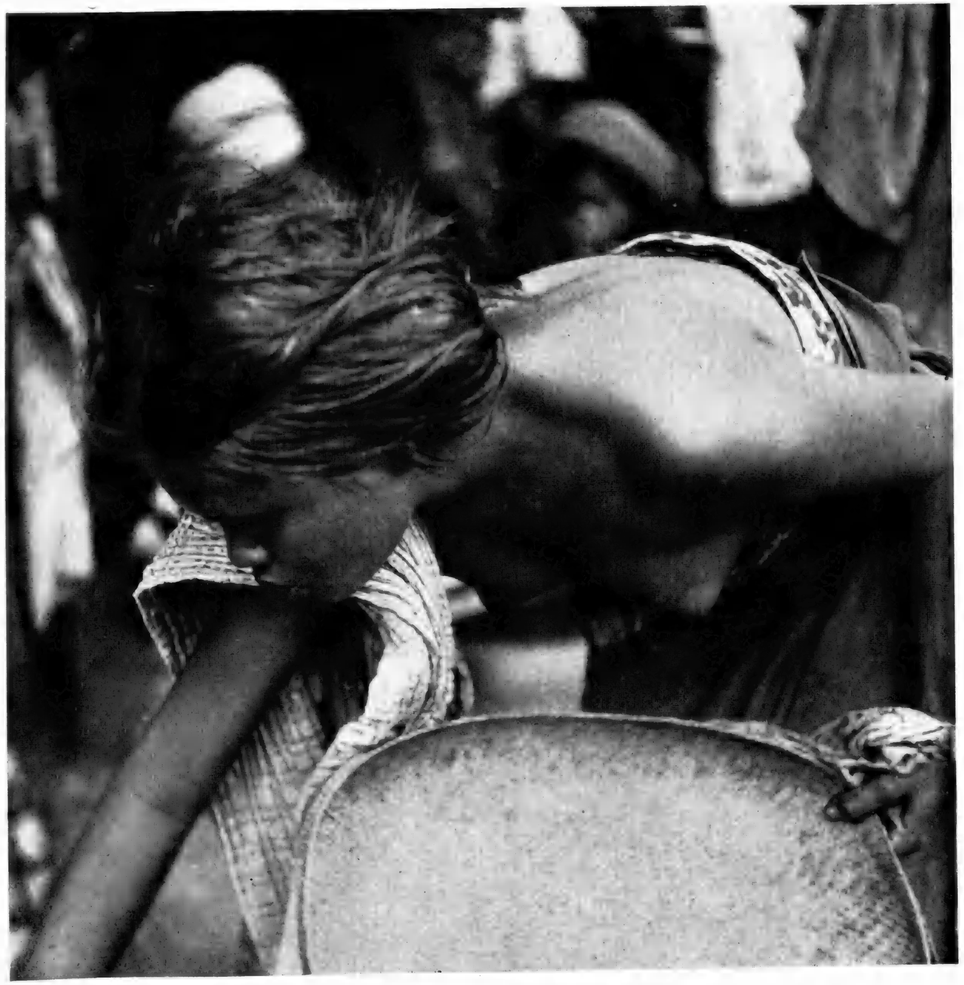
Einzelbilder vom Markt

Verkauf von getrockneten Fischen

Marktszene
(Salakverkauf)

Marktszene

Marktszene
(Melonenverkäuferin)



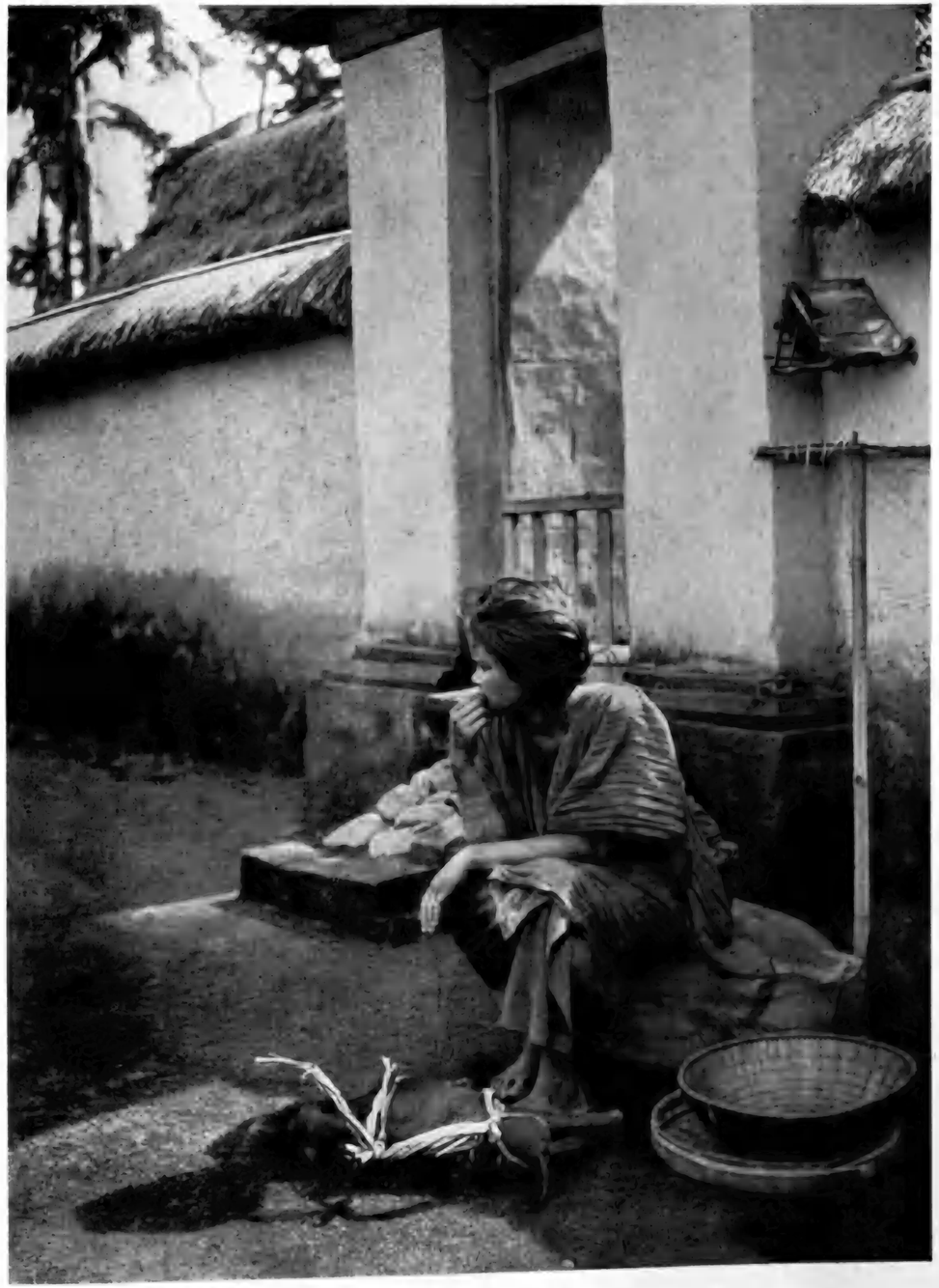
Marktszene
(Einkauf)

Marktszene
Frau hinzählend

Mädchen bezahlt die Pisangfrüchte

Frau mit Korb

Frauengruppe

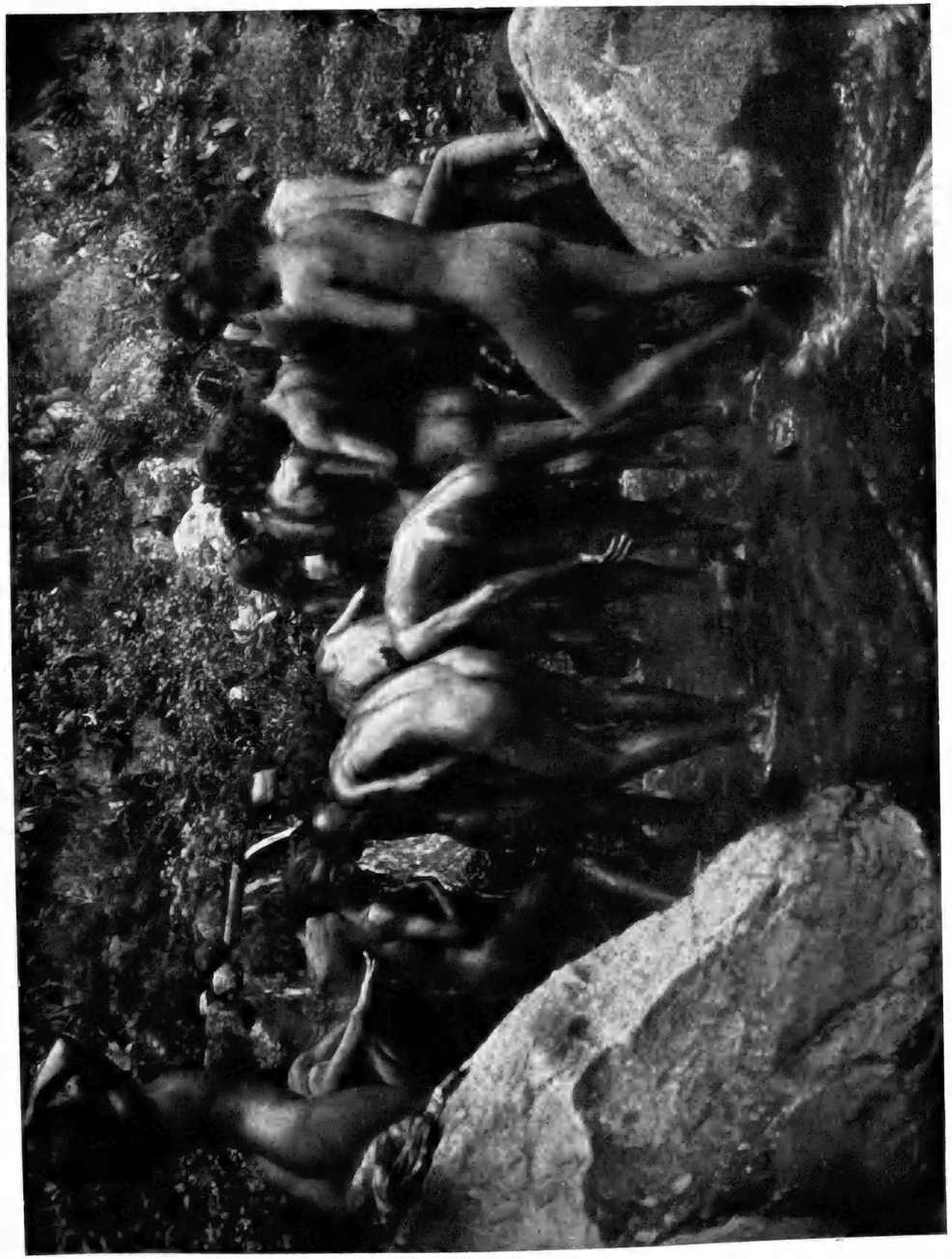


Rast an der Straße

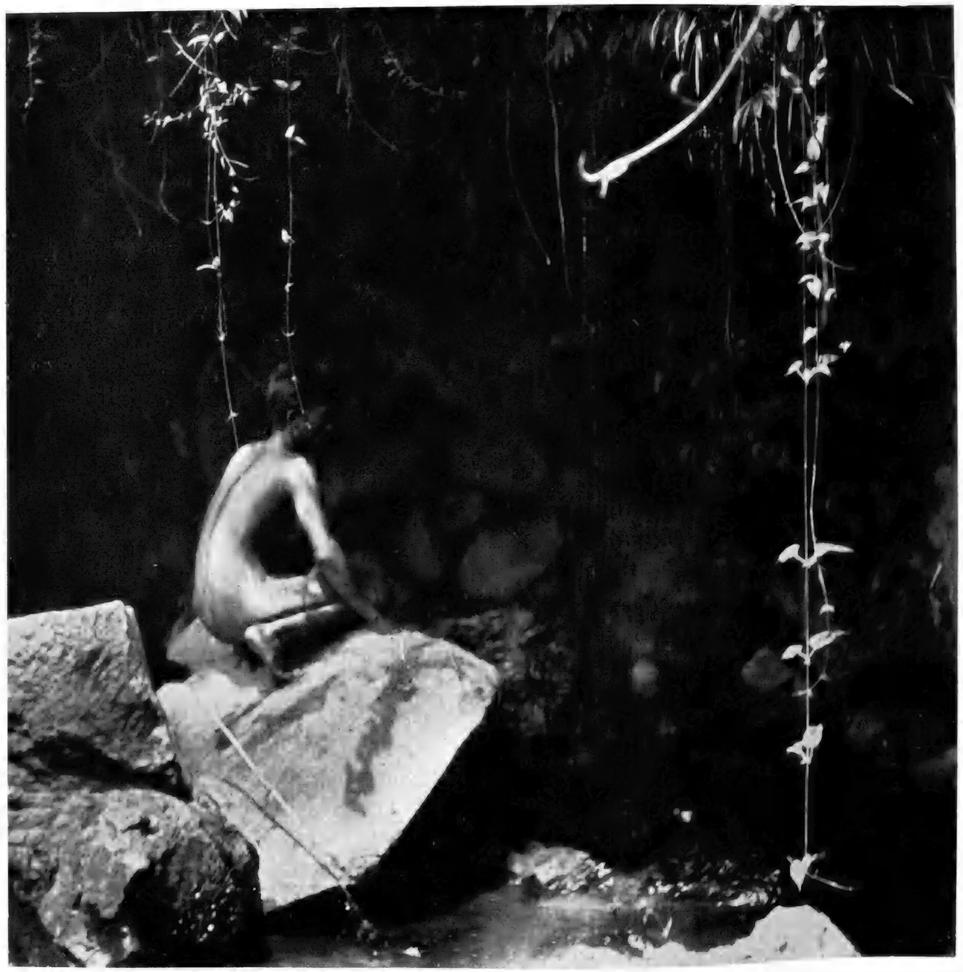
Jüngling am Wasserfall

Bach in der Regenzeit
(Fischender Mann)

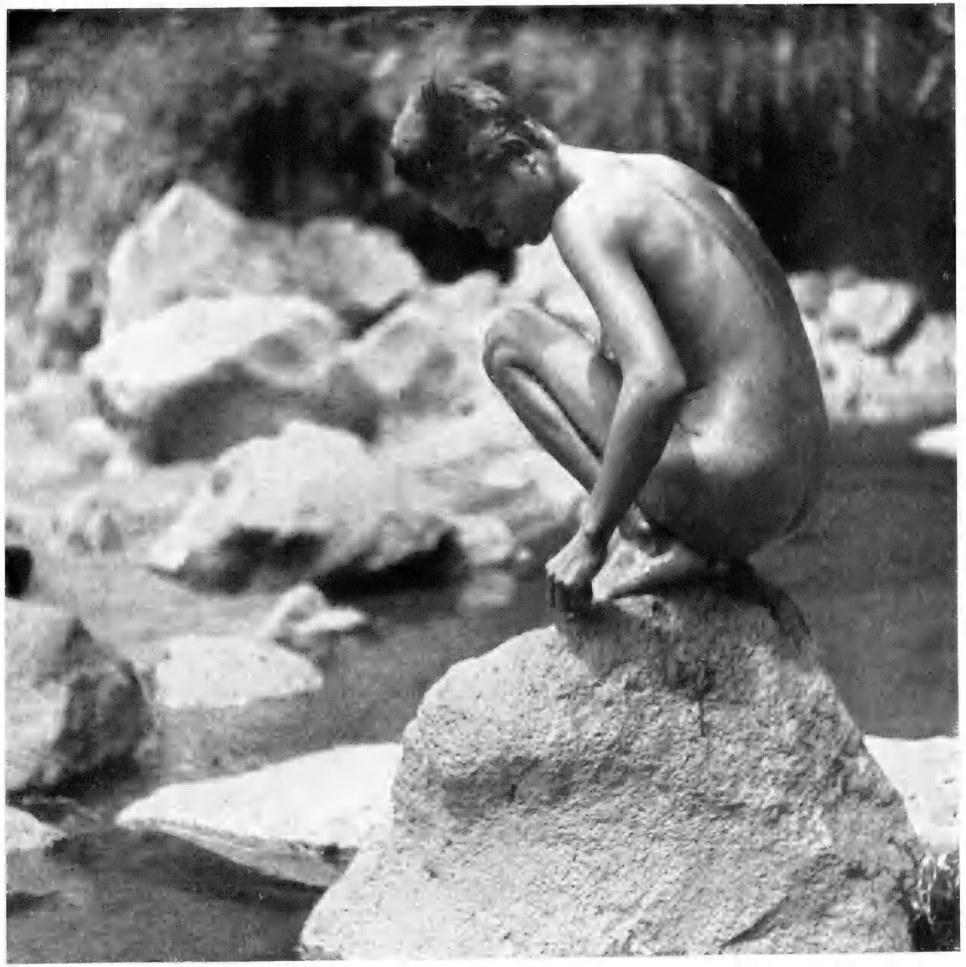
Badeplatz mit Opferhäuschen für die Gottheit der Quelle



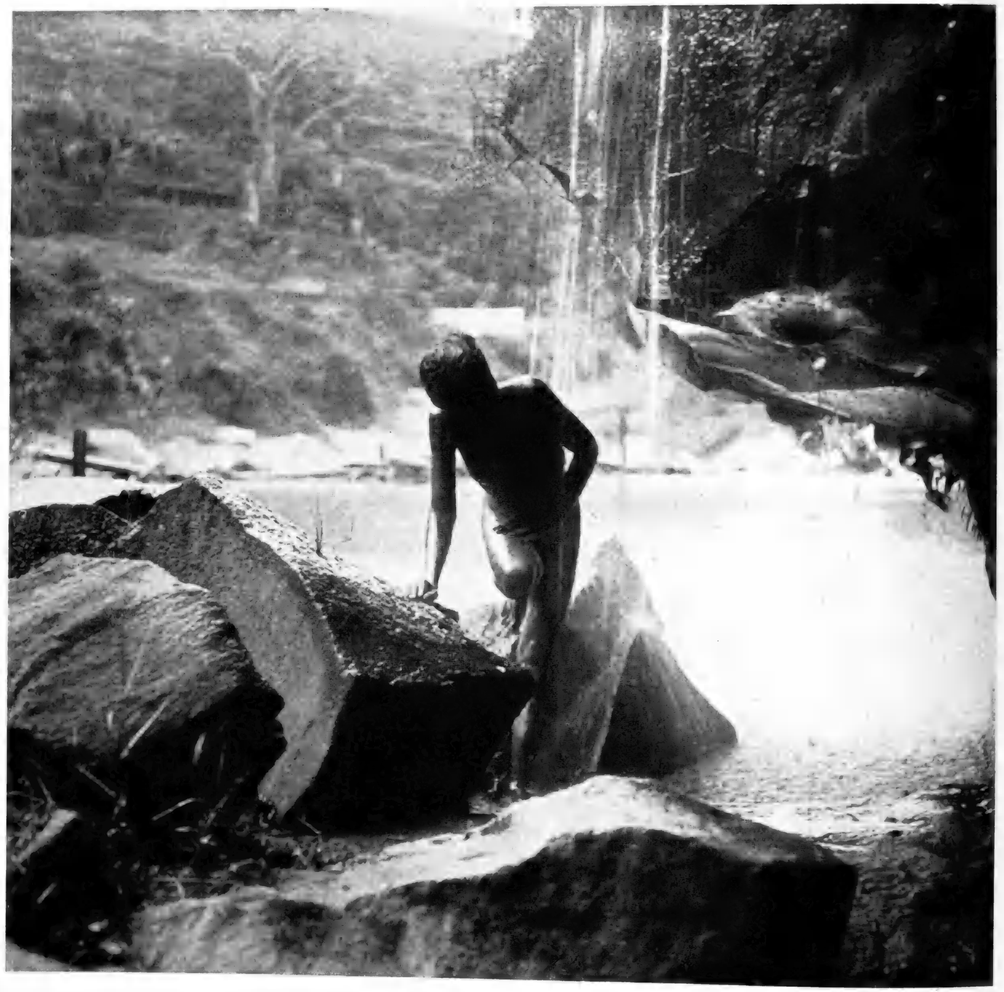
Badende Männer



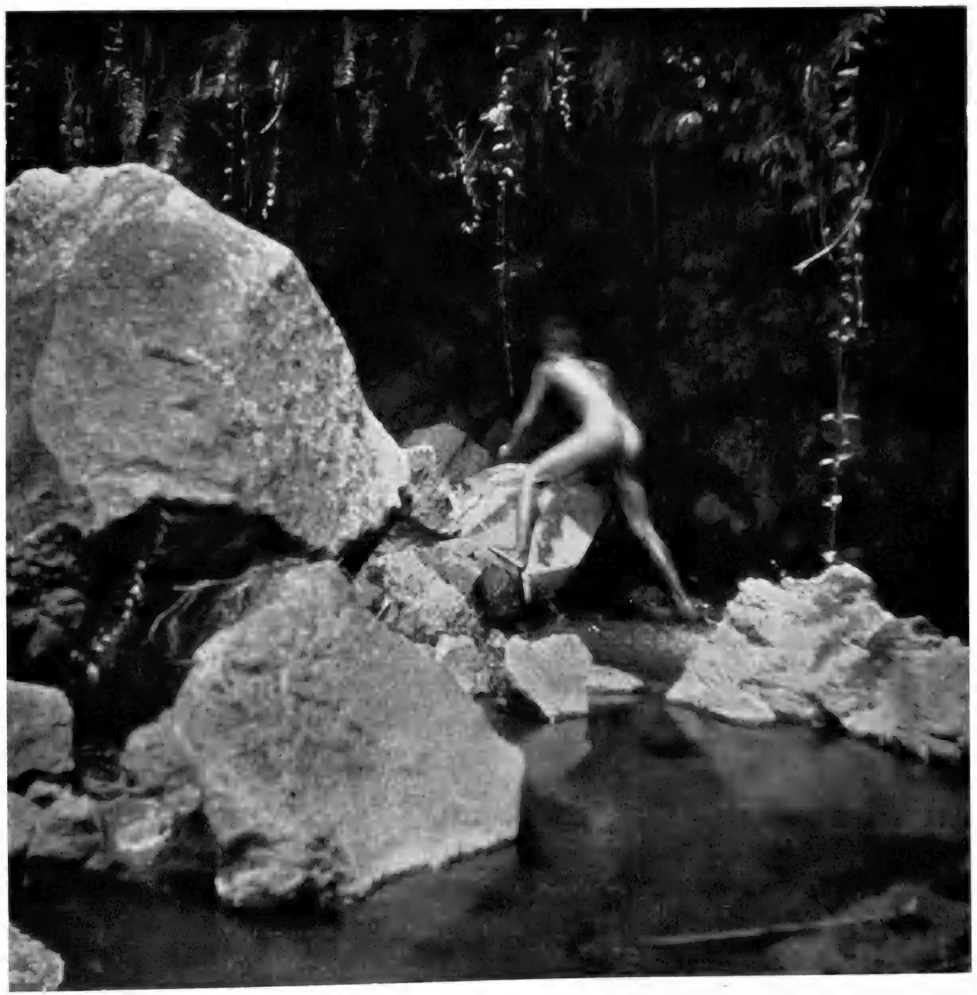
Jüngling vor einer Grotte mit hängenden Lianen



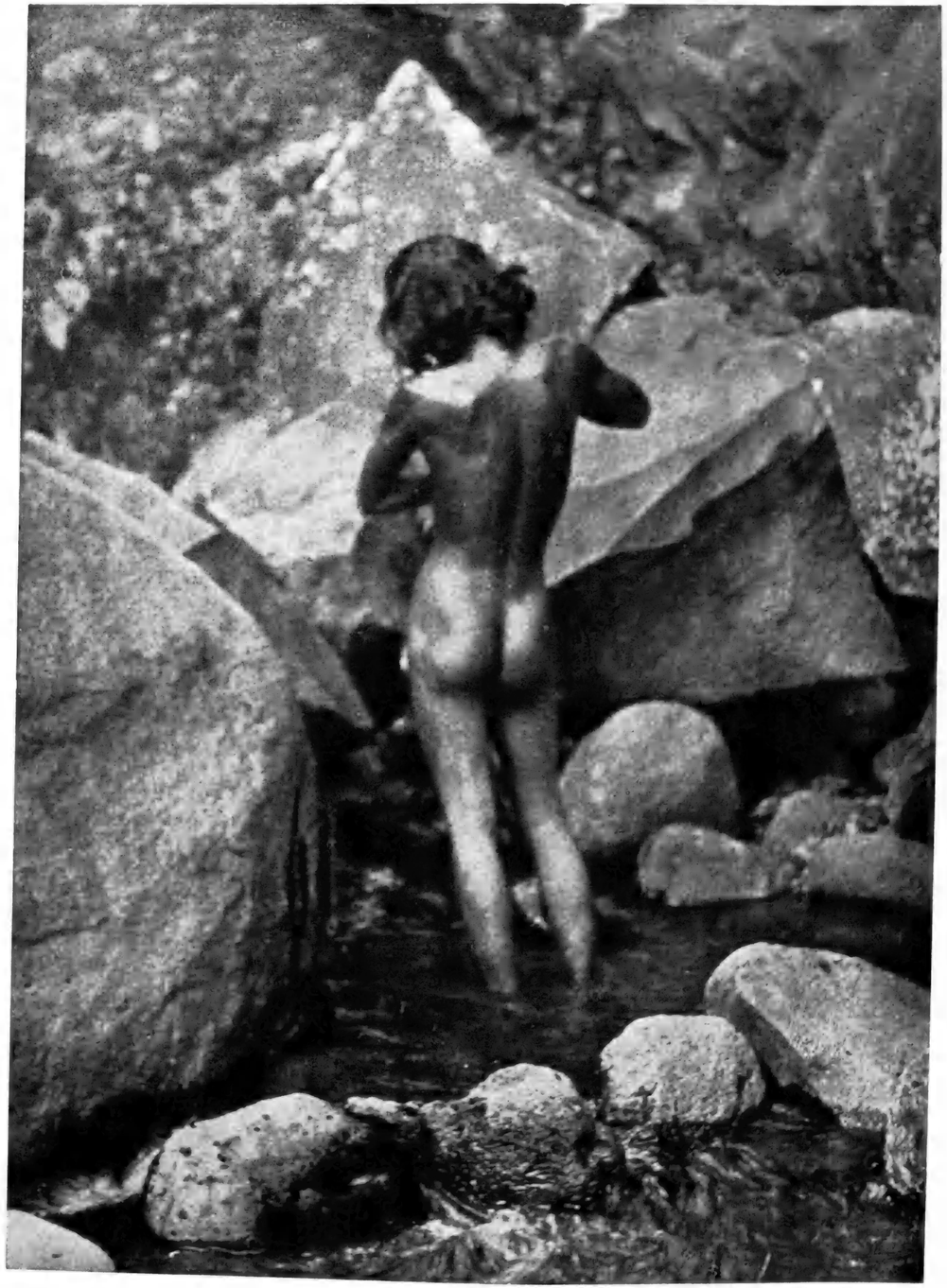
Hockender Knabe



Frau sucht eine Badestelle

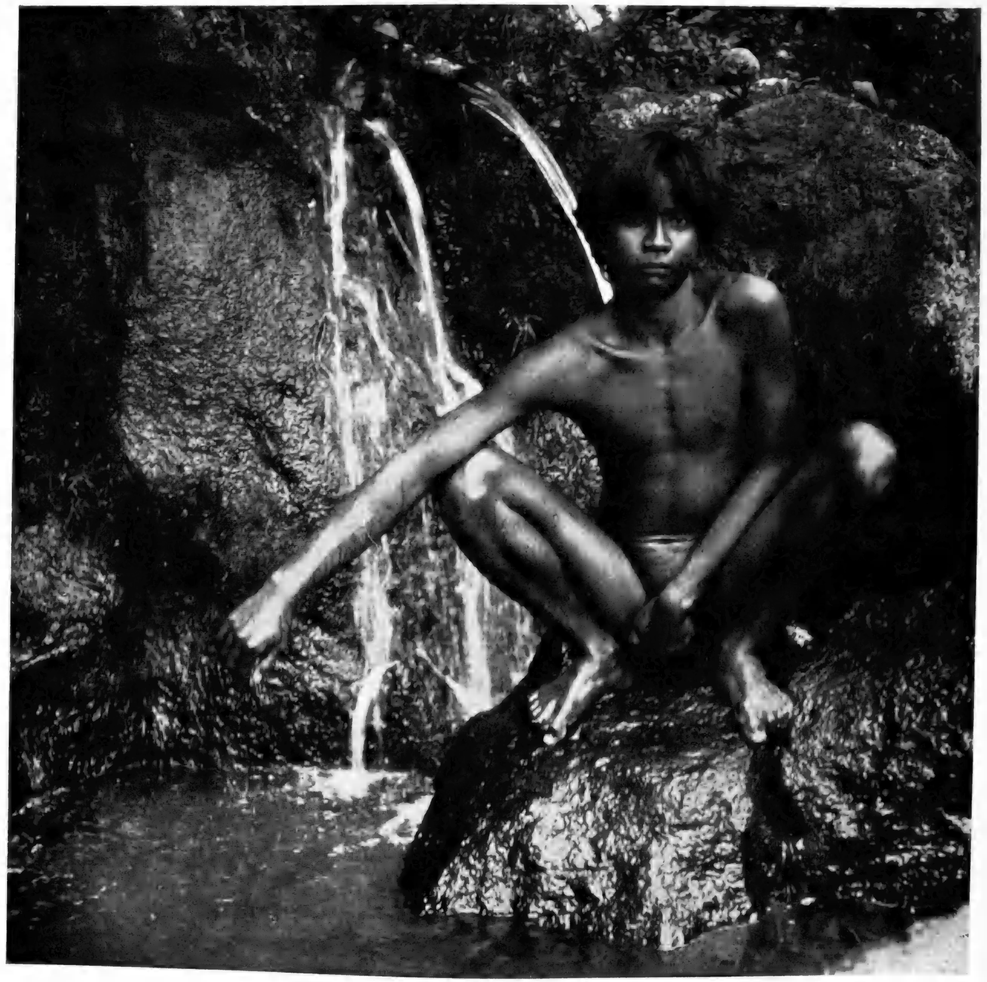


Auf der Suche nach der Quelle



Jüngling unter Steinen

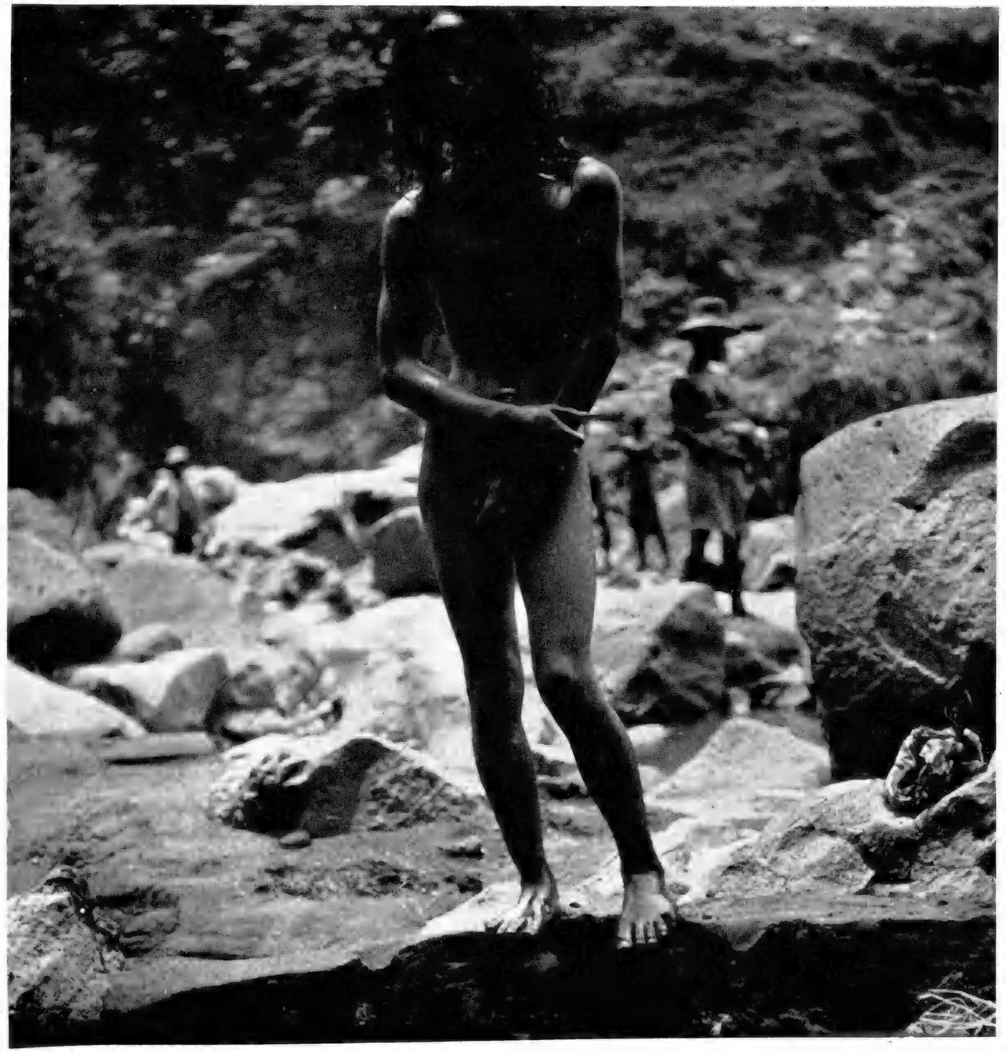
Badender Jüngling



Jüngling nach dem Bade sich sonnend

Mann reibt sich den Rücken an einem Lavablock

Badender Jüngling



Jüngling aus Badung
(Hindutypus)

Badeplatz

Badende Jünglinge

Badende Jünglinge

Badende Jünglinge

Frau beim Haarwaschen

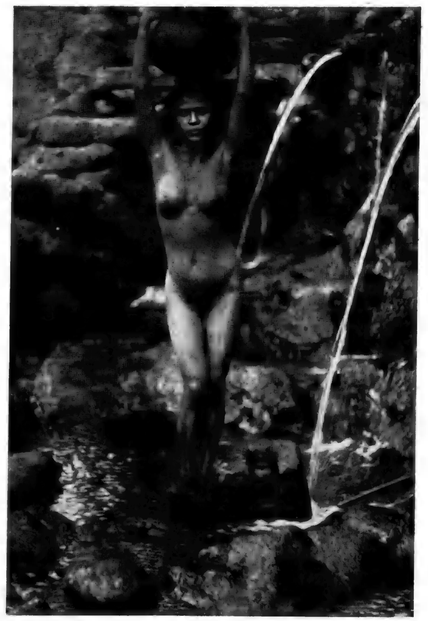
Ältere Frau beim Baden

Frau im Bade

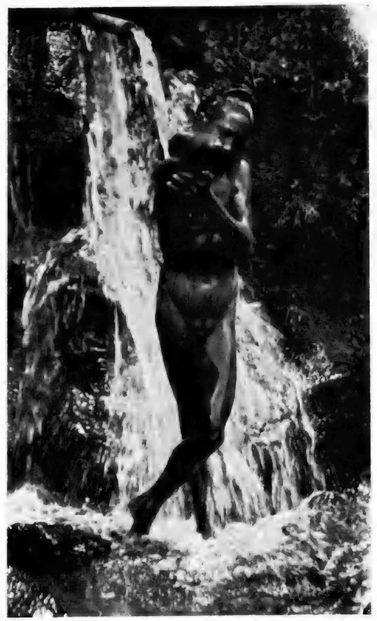
Mutter und Kind im Bade

Mutter und Kind im Bade

Frau wäscht sich die Unterarme

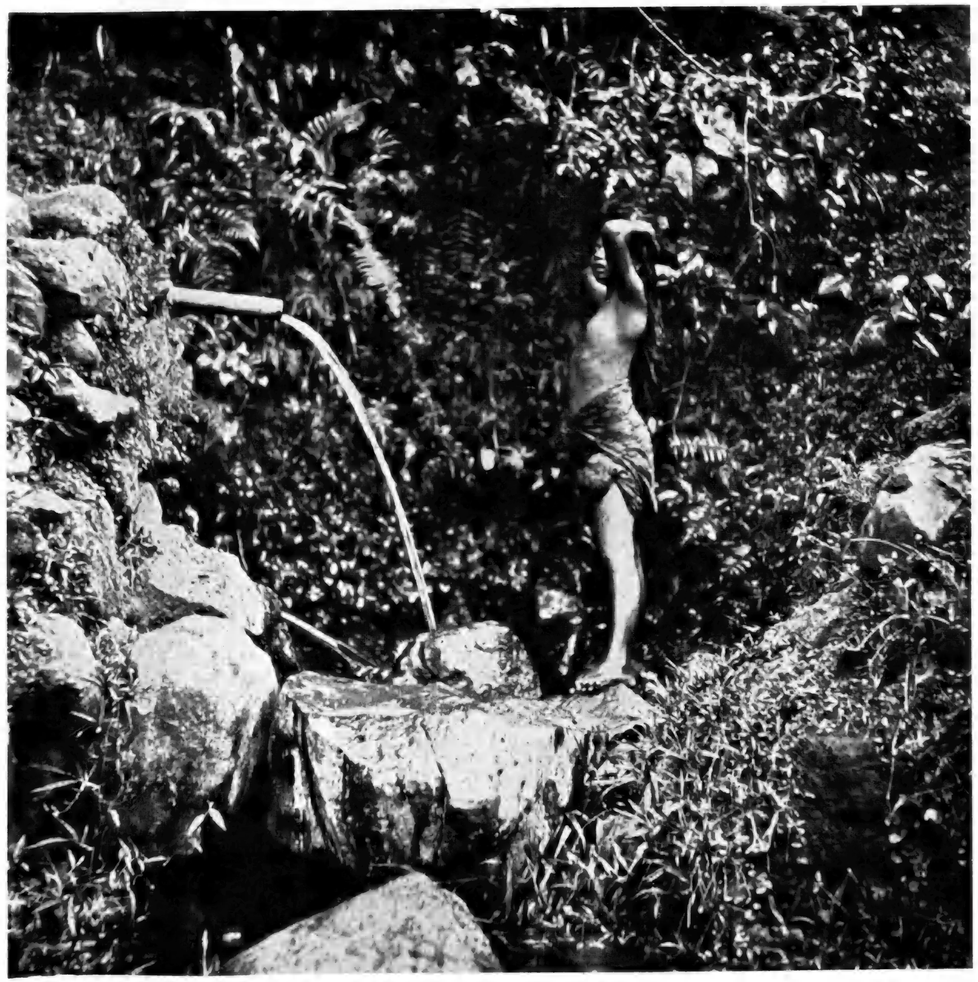


Mädchen und Frau beim Baden

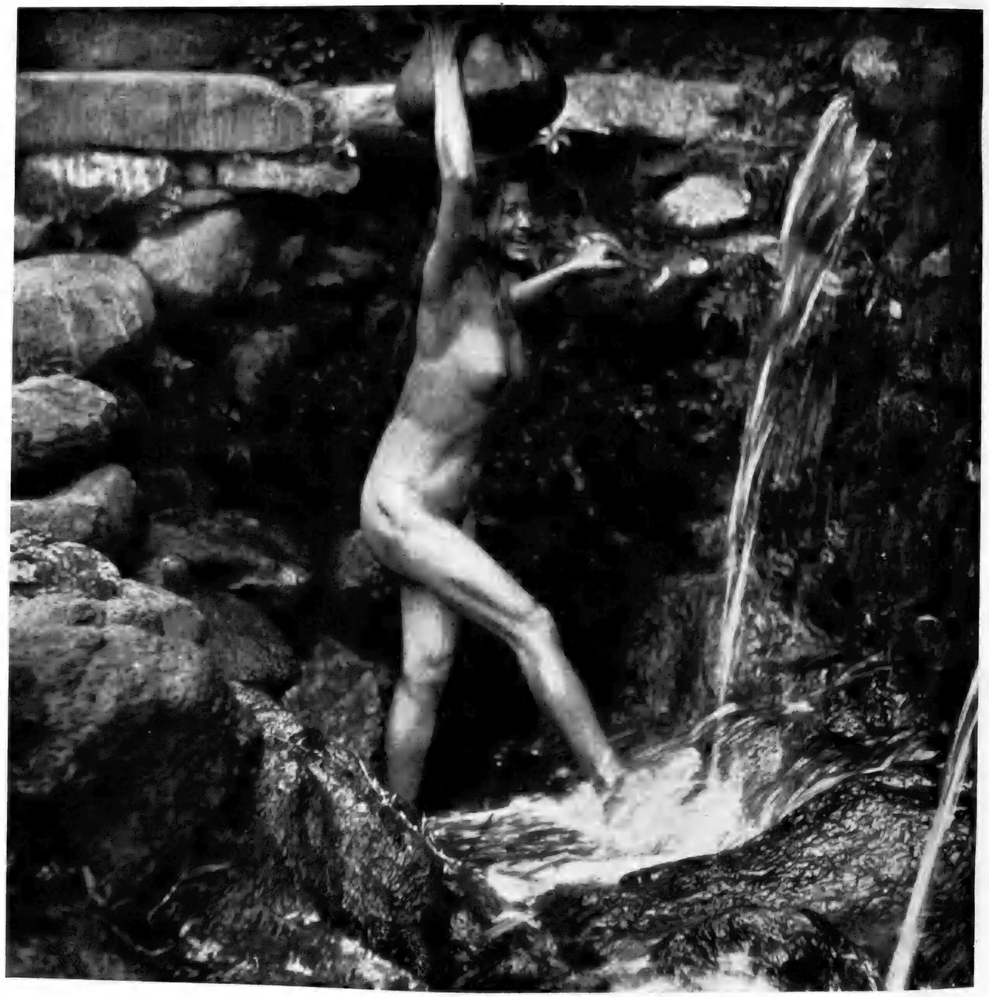


Badende

Ältere Frau beim Baden



Frau ordnet die Haare nach dem Bade

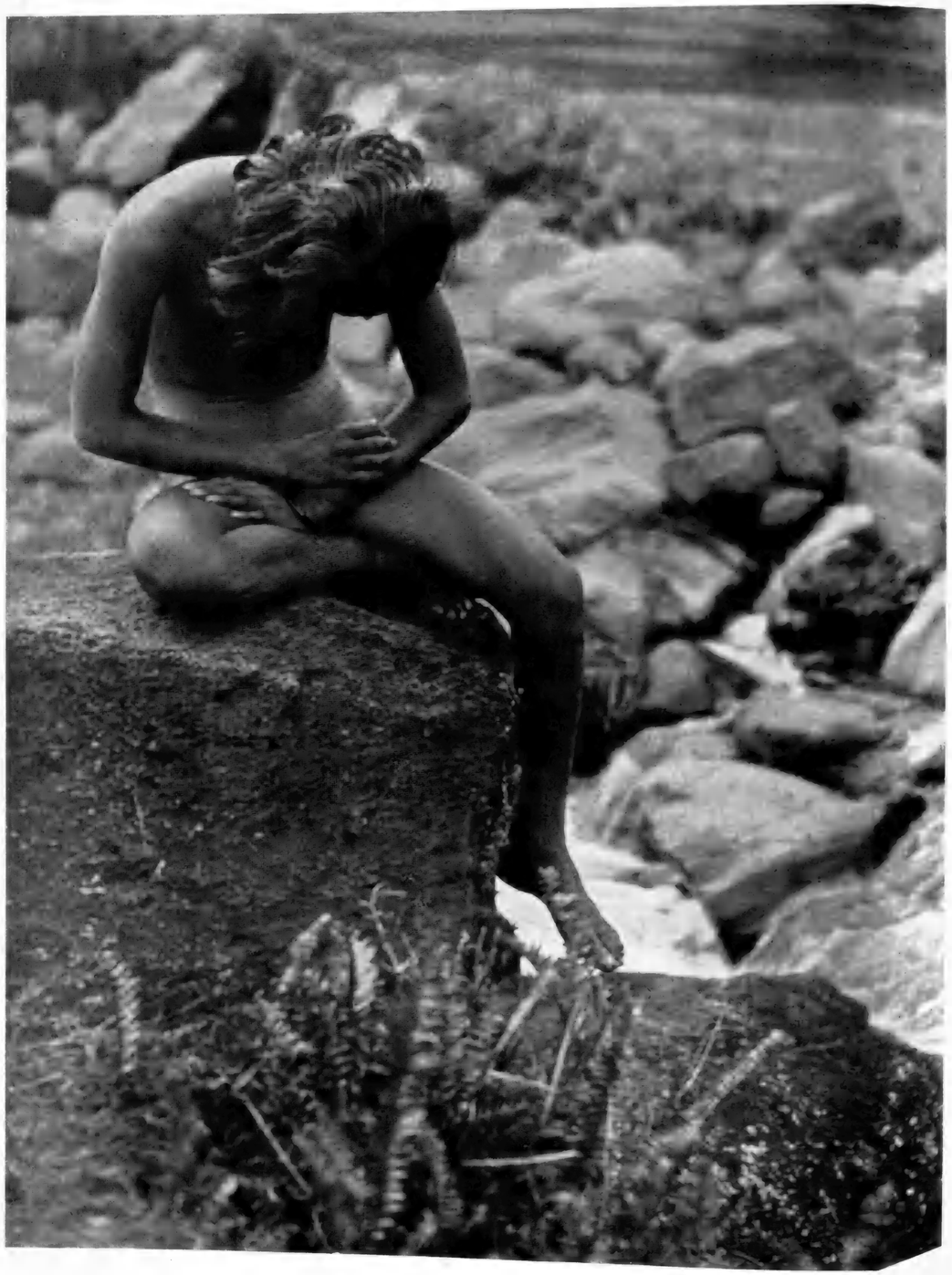


Badende Frau

Junge Frau prüft die Wärme des Wassers vorm Baden

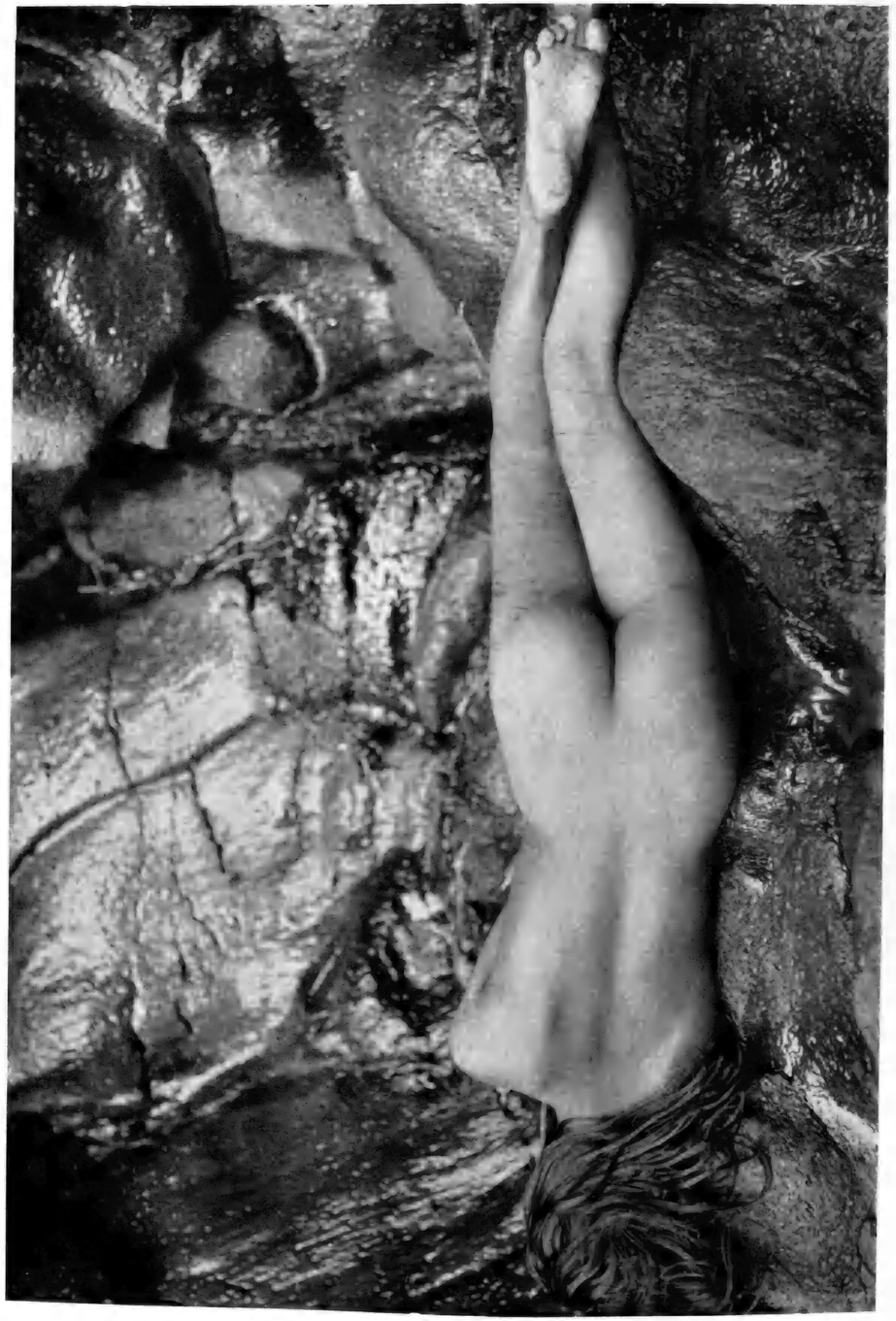
Junges Mädchen beim Baden

Junges Mädchen unterm Wasserfall

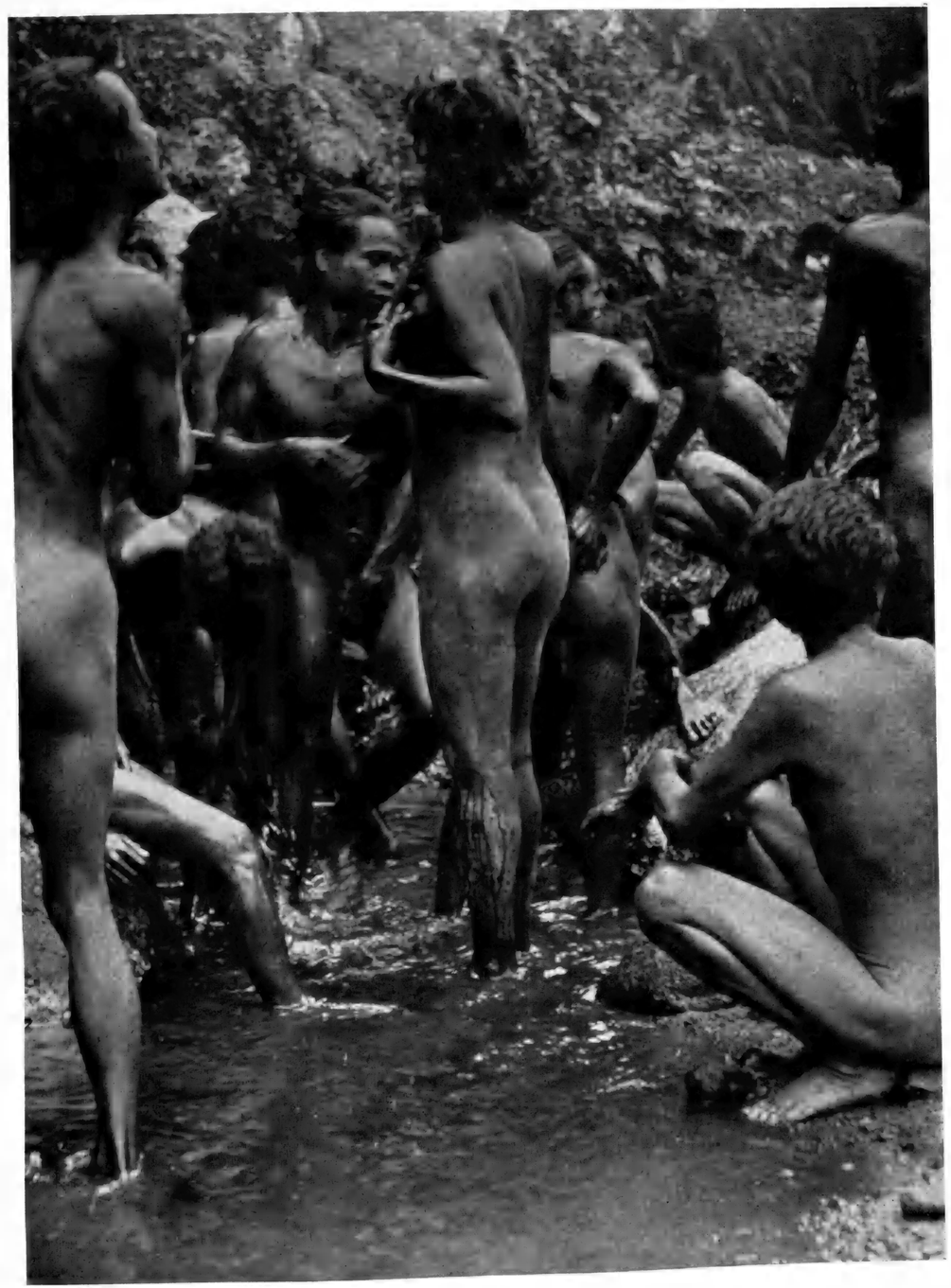


Jüngling nach dem Bade eingeschlafen

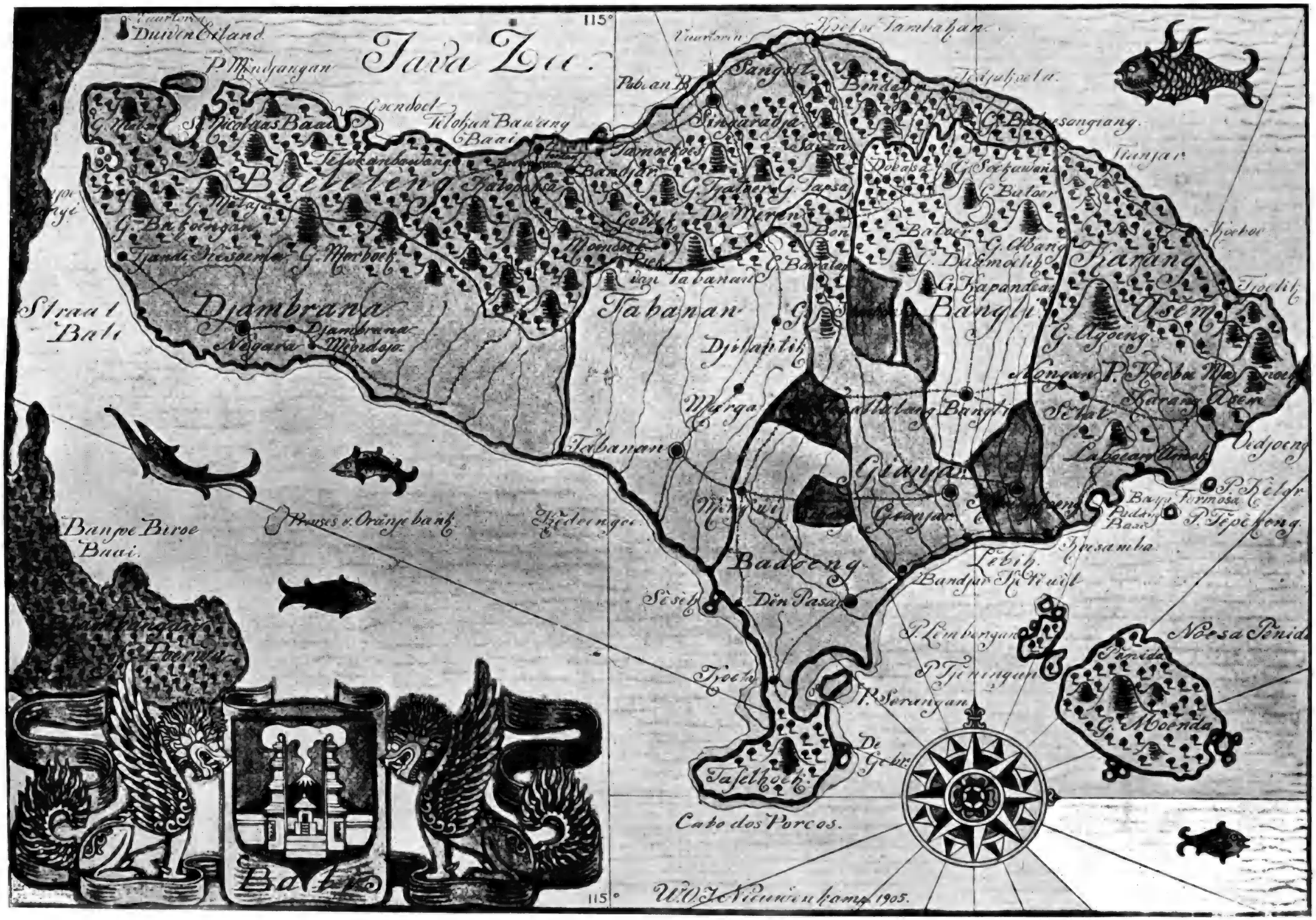
Junger Mann sich waschend



Nach dem Bade in der Sonne liegend



Badende Männer



Karte von Bali
(nach Nieuwenkamp)

Rainer Stamm

Die alte Bali-Fotos des Gregor Krause

Vermeintlich "objektive" Bilder im Spannungsfeld zwischen Ethnofotografie und Voyerismus

Dr. phil. Rainer Stamm, Kunstwissenschaftler im Fachbereich Design - Kunst- und Musikpädagogik - Druck

Gregor Krause/Karl With: "Bali", Hagen, 2. Aufl. 1922. Bucheinband mit Banderole

Als visuelle Erweiterung des Folkwang-Museums mit fotografischen Mitteln erschienen im Folkwang-Verlag seit 1920 die Buchreihen „Geist, Kunst und Leben Asiens“ und „Kulturen der Erde“, deren erfolgreichster Titel das von Karl With herausgegebene zweibändige ‘Bali’-Werk war. Gregor Krause war in den Jahren 1912-1914 als Arzt auf der Insel des indonesischen Archipels gewesen und hatte von dort rund 4000 fotografische Aufnahmen mitgebracht. In Absprache mit Krause hatte With rund vierhundert Aufnahmen ausgewählt und in zwei Bänden veröffentlicht. Dem durch den Schock des Ersten Weltkrieges erschütterten Europäer wird Bali hierin als ‘glückliche Insel’ vorgeführt, als Land vor dem Sündenfall.

Den kulturpessimistischen Furor vor dem ‘Untergang des Abendlandes’ mögen die Bilder und Berichte aus Bali nur zu bestätigen; Krause und With führen als Gegenbild eine Welt glücklicher Ganzheit vor, in der die Natur „keine

1) Karl With, Bali und wir, in: Gregor Krause, Inssel Bali, 1, Bd., Hagen 1920, S. 14
2) Gregor Krause, Insel Bali, 1. Bd., Hagen 1920, S. 19
3) ebd., S. 32
4) Fritz Giese, Körperseele, Gedanken über persönliche Gestaltung, München, 2. Aufl. 1927, Abb. 88, S. 87
5) Hans Peter Dürr, Nacktheit

und Scham. Der Mythos vom Zivilisationsprozeß, Bd. 1, Frankfurt/Main, 3. Aufl, 1988 S. 146 ff
6) Susan Sonntag; hier nach: Gerhard Theewen, Über die Reproduzierbarkeit der Schönheit fremder Frauen, in: Klaus g. Gaida (Hg.), Erdrandbewohnder, Köln 1995, S. 139
7) Werner Wolff, in: Thomas Theye (Hg.), Der geraubte Schatten. Die Photographie als ethnographisches Dokument, München 1989, S. 346.

Grenzen, Klüfte und Bezirke“ kennt, Götter, Tiere, Pflanzen und Menschen in Einheit und Eintracht leben und das „Chaos zur Ordnung“ wird:[1)]

„Ich habe gesehen, wie kleine Knaben furchtlos auf urweltlich starken Karbuwenbüffeln galoppierten, vor denen unsere tapferen Soldaten schnell in die nächsten Bäume klommen. Ich sah, wie eine Herde Stiere, die rasend einem häßlich brummenden Automotor den Weg versperrten, durch die freundliche Zusprache eines balischen Mädchens sich von der Fruchtlosigkeit ihres Zornes überzeugen ließen;“ [2)]

Einen Höhepunkt des paradiesischen Zustandes finden Krause und seine - wie With ausdrücklich hervorhebt - versteckte Kamera (!) in der vollendeten Schönheit der Menschen auf Bali respektive der Frauen; so schwärmt der Autor im Text, „die balischen Frauen sind schön, so schön wie eine Frau nur gedacht werden kann“[3)] und illustriert seine Feststellung mit zahlreichen Fotos, die nichts weiter vermitteln zu wollen scheinen, als diese These im Bild zu untermauern. Besonders auffällig ist dabei, daß der Autor allein in 36 fotografischen Aufnahmen nackte Frauen und Männer beim Baden in freier Natur zeigt. Mit dem Mythos von ungezwungener Körperlichkeit in einem Urzustand, die Schamhaftigkeit vermeintlich nicht kannte, bedient Krause dabei ein zeittypisches Klischee.

Die vermeintlich ‘objektiven’ Bilder aus dem fernen Bali kamen den zivilisationskritischen Reformbestrebungen als Argumentationshilfe und Bestätigung gerade recht. Fritz Giese etwa zitiert Krauses Aufnahmen in seinem Standardwerk der Körperreform-bewegung „Körperseele. Gedanken über persönliche Gestaltung“ (1924). Der hier abgebildete „Naturvolkakt“ ist im Sinne zivilisationskritischer Argumentation mit der Bildlegende versehen: „Unschuldige - harmlose - selbstverständliche Natürlichkeit des die Nacktheit gewöhnten Primitiven“.[4)] - Daß freilich auch der sog. Primitive seine Nacktheit aufs Baden in der freien Natur beschränkt, wird dabei geflissentlich

übersehen.

In seinem umfassenden Versuch zur Entlarvung jenes ‘Mythos vom

Gregor Krause: "Ältere Frau beim Baden" (oben) "Jüngling nach dem Bade sich sonnend" (unten) Bali, 192-14; diese Aufnahme zitiert Hans Peter Dürr in seinem Werk "Nacktheit und Scham"

Zivilisationsprozeß’, der vor der Folie des Kulturpessimismus den ‘nackten Wilden’ zum unverdorbenen Ur-Menschen ohne Scham und Tadel zu stilisieren versucht, hat Hans Peter Duerr 1988 auch mit dem Klischee ‘nackter Unschuld’ und ‘vollständiger Selbstverständlichkeit’ in den von Krause aufgenommenen Badeszenen aufgeräumt. Anhand zweier Bilder Krauses weist er nach, daß an der Bein- bzw. Handhaltung der

Badenden ihre Schamhaftigkeit abzulesen ist; doch hierzu bedarf es eines weniger eurozentrischen Blicks, der aufnahmebereit ist, auch fremde Zeichen der Körpersprache zu dekodieren.[5)] Denn - mit Susan Sontag zu sprechen -: „Es ist immer etwas Räuberisches im Spiel, wenn man ein Foto macht. Wenn man Menschen fotografiert, tut man ihnen Gewalt an, weil man sie sieht wie sie sich selbst nie sehen, weil man Wissen über sie hat, das sie nie haben können. Menschen werden in Objekte verwandelt, die symbolisch besetzt werden können.“ [6)]

Krauses Bali-Buch hatte in Text und Bild den Mythos von der Ursprünglichkeit der glücklichen Insel in die Welt gesetzt. In seiner Studie über Ethnofotografie als Mittel populärer Mythenbildung führt Werner Wolf den Boom des Bali-Tourismus zwischen den Weltkriegen direkt auf Krauses Bildwerk zurück.[7)] Schriftsteller, Künstler und Fotografen folgten dem Traum vom Paradies und setzten die Arbeit am Mythos ihrerseits fort. Hiervon zeugen die Berichte der Maler und Zeichner Robert Genin, Heinrich Heuser und Walter Spies ebenso wie das Südseebuch ‘Heitere Tage mit braunen Menschen’ (1930) des Reiseschriftstellers Richard Katz oder der 1937 erschienene Erfolgsroman ‘Liebe und Tod auf Bali’ von Vicky Baum. Dem Bali-Boom folgten ferner die Filmemacher Lola Kreutzberg und Friedrich Wilhelm Murnau, der Ethnograph Hugo Adolf Bernatzik und die Fotografen E.O. Hoppé, Fritz Henle, Josef Breitenbach, Henri Cartier-Bresson und Gotthard Schuh, dessen Bildband über die ‘Inseln der Götter’ bis 1960 zwölf Auflagen und drei Übersetzungen erlebte.

Bali und wir

Krauses europäische Fiktion von den ‘glücklichen Tropen’ ist Zeugnis einer populärwissenschaftlichen Ethnologie, die der Trauer darüber noch nicht gewahr ist, daß der Blick auf das Fremde nicht ohne den Widerhall des Betrachters denkbar ist - von einer Ethnologie, die

sich in den Reflexio-nen von Victor Segalen und Claude Lévi-Strauss ihrer bewußt wurde und mit dieser Erkenntnis selbst die Unschuld paradiesischer Betrachtungen verloren hat. Im Blick auf das Fremde sehen wir die Sehnsüchte und Ängste unserer selbst.

Richard Katz: "Heitere Tage mit braunen Menschen" Berlin 1930, Bucheinband

Karl With

Karl With (* 22. Juni 1891 in Bremerhaven; † 18. Dezember 1980 in Los Angeles, Kalifornien, USA) war ein deutscher Kunsthistoriker, Schriftsteller, Museumsdirektor und Kunstprofessor.

1 Leben

Karl Eberhard With studierte an den Universitäten in Freiburg, München, Paris und Wien mit dem Schwerpunkt: Ostasiatische Kunst. 1918 hat er bei Josef Strzygowski über buddhistische Plastik in Japan promoviert und war dann freier Mitarbeiter in Amsterdam, wo er die Yi Yuan-Sammlung des Bankiers Eduard Freiherr von der Heydt aufgebaut und katalogisiert hat.

Von 1919 bis 1921 war er Direktor des Hagener Folkwang-Museums. Es folgte eine Gastdozentur an der Universität Bonn.

Im Jahr 1925 holte der Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer ihn als Professor für Kunstgeschichte an seine Kölner Werkschulen. 1928 wurde With Direktor am Kölner Museum für Angewandte Kunst und ab 1931 – in Doppelfunktion – als Nachfolger von Professor Richard Riemerschmid gleichzeitig kommissarischer Direktor der Kölner Werkschulen.

With war Mitglied im Deutschen Werkbund und organisierte 1929 auf dem Kölner Messegelände die Ausstellung "*Schätze aus Kölner Museen*" und "*Die Wachsende Wohnung*". Karl With war mit einer Reihe zeitgenössischer Künstler sehr freundschaftlich verbunden: z. B. mit Jan Thorn-Prikker (der von der Kunstakademie Düsseldorf nach Köln an die Werkschulen wechselte), mit Emil Nolde, Paul Klee und Käthe Kollwitz.

Von den Nazis als “Zuhälter der *Entarteten Kunst*" diffamiert, wurde er 1933 aus allen städtischen Ämtern entlassen. Er ging daraufhin nach Berlin, wo er freiberuflich beim Ullstein Verlag arbeitete. Freiherr von der Heydt holte ihn 1936 in die Schweiz in die Künstlerkolonie Ascona und unterstützte ihn, bis er 1939 in die USA emigrierte.

Dort zog er von New York nach San Francisco, lehrte an den Art-Colleges in Pasadena und Carolina und wurde Direktor des *Modern Institute of Art* in Beverly Hills.

1950 zum Professor berufen lehrte er bis zu seiner Emeritierung 1966 an der UCLA (der Universität von Los Angeles) und baute dort das „Institute of Fine Arts“ auf. In den 1970er Jahren arbeitete er als Kunstkritiker für verschiedene Zeitungen. Er starb im hohen Alter von 89 Jahren an Leberkrebs in L.A.

Withs Nachlass wird im Getty Research Institute verwahrt.

2 Werke

- *Jizo* (ein Gedicht an eine buddhistische Plastik), hrsg. im Verlag des Hauses Yi-Yuan, Amsterdam. In Deutschland verlegt beim Folkwang-Verlag, Hagen i.W.; die 2. Auflage 1922 im Verlag der Galerie Flechtheim, Berlin.

- *Japanische Baukunst.* E.A. Seemann, Leipzig 1921 (Bibliothek der Kunstgeschichte 10)

- *Die Japanische Plastik, Bildwerke des Museums für Ostasiatische Kunst der Stadt Köln.*, II Berlin 1923.

- *Marc Chargall.* (Junge Kunst 35) Leipzig 1923.

- *Der Karl-Ernst-Osthaus-Bund*, seine innere Berechtigung und seine Aufgaben, *Monographien deutscher Städte*, Hagen, 1928.

- *Neues Bauen des Städt. Hochbauamtes Köln*. in: *Die Form*, 4, 1929, S.535-543

- *Autobiography of ideas: Lebenserinnerungen eines außergewöhnlichen Kunstgelehrten*. Roland Jaeger (Hrsg.) unter Mitarbeit von Gerda Becker-With, Verlag Gebr. Mann, Berlin 1997, ISBN 3-7861-1977-5

- *Bildwerke Ost-und Südasiens aus der Sammlung Yi Yuan* [d.i. Eduard von der Heydt]. Mit begleitendem Text von K. With. Einband u. Vorsatzpapier nach Entwurf von Georg Baus. Basel: Schwabe, 1924 (Der Band zeigt plastische Bildwerke wie Skulpturen, Stelen und Reliefs eingeteilt in die drei Hauptgruppen: Totenkult und Ahnenverehrung, religiöse Bildwerke des Buddhismus und dem offiziellen Staatskult sowie dem Volksglauben der späten Zeit zugehörenden Bildwerke.)

- *Japanisches Wohnen*. Aufsatz von Dr. Karl With. erschienen in: Deutsche Bauzeitung (DBZ),Heft 11,

März 1937, Jg. 71, S. 185-188. Aufgrund des damals erschienenen Buches *The Lesson of Japanese architecture* von Jiro Harada erinnert sich With an seine 25 Jahre zurückliegende Japanreise und berichtet aus seinen Erfahrungen.

3 Literatur

- Ulrike Wendland: *Biographisches Handbuch deutschsprachiger Kunsthistoriker im Exil. Leben und Werk der unter dem Nationalsozialismus verfolgten und vertriebenen Wissenschaftler.* Saur, München 1999, Bd. 2, S. 786-790

4 Weblinks

- Eintrag im *Dictionary of Art Historians*
- Literatur von und über Karl With im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek

Normdaten (Person): GND: 117414379 | LCCN: no98071139 | VIAF: 109753244 |

5 Text- und Bildquellen, Autoren und Lizenzen

5.1 Text

- **Karl With** *Quelle:* https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_With?oldid=144540676 *Autoren:* Aka, Sol1, Salmi, Pelz, Friedrichheinz, Heied, Leit, Graphikus, Reiner Stoppok, Sebbot, Gepardenforellenfischer, Seeteufel, Noehren-kaiserslautern, Goesseln, APPERbot, Artelier Groeger, Dmicha, Brodkey65, JamesP und Anonyme: 3

5.2 Bilder

5.3 Inhaltslizenz

- Creative Commons Attribution-Share Alike 3.0